Album.

Bibliothek deutscher Originalromane.

Herausgegeben
von
J. L. Kober.

Sechzehnter Jahrgang.
Neunzehnter Band.

Die
Schultheißentöchter von Nürnberg.
II.

Wien.
H. Markgraf & Comp.
(Früher Kober & Markgraf.)
1861.

Die Schultheißentöchter von Nürnberg.

Culturhistorischer Roman

von

Louise Otto.

Zweiter Band.

Wien.
H. Markgraf & Comp.
1861.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

I.	Einzug des Schenk von Limburg	1
II.	Ein Festmahl	19
III.	Fürbitten	41
IV.	Gewährung	58
V.	Im Klarakloster	74
VI.	Im Beichtstuhl	92
VII.	Eine Werbung	108
VIII.	Frühlingsfest	127
IX.	Eine Verlorene	145
X.	Charitas Pirkheimer	162
XI.	Eine Schwester	178
XII.	Ein Versprechen	197

Die Schultheißentöchter

von Nürnberg.

I.

Einzug des Schenk von Limburg.

Ein heller Wintertag hatte Nürnberg's Straßen und Plätze in ein wundersam festliches Gewand gehüllt. Nicht nur daß die Straßen glatt und reinlich gefroren waren und ein wenig frisch gefallener Schnee sein glänzendes Weiß über sie und noch strahlender über die Dächer der Häuser gebreitet hatte, auch stattliche Fahnen wehten von ihnen herab, die meisten blau und golden in den Farben des Stadtwappens, andere daneben in mannigfacher Bedeutung und hoch über alle hinweg von der Heiligen-Geist-Kirche herab, die das Recht hatte, die deutschen Reichskleinodien aufzubewahren (sie ruhten in einer silbernen Kiste mit eichenem Gehäus), das schwarz-roth-goldene Reichsbanner, das Allen das gemeinsam heilige. Von allen Kirchen flatterten dazu schön gewirkte und gemalte Kirchenfahnen mit goldenen Quasten und Trotteln.

Trotz der winterlichen Kälte wogte nicht nur eine erwartungsvolle Menge durch alle Straßen und Gassen, die vom Rathhaus bis zum Thiergärtnerthor sich erstreckten, sondern auch viele Fenster waren geöffnet und nach venetianischer Art mit kostbaren Teppichen belegt. Die geschmückten Frauengestalten, die darin lehnten, verriethen durch ihre Tracht, die häufig Hals und Arme bloß ließ, wie durch ihr blühendes Aussehen, daß die großen Kamine in den Zimmern ihre Dienste thaten und einen mächtigen Eichenklotz nach dem andern verschlangen.

Es war am 15. Januar 1509 als der Schenk von Limburg, Georg III., zum ersten Male nach Nürnberg kommen wollte, das zu seiner Diözese gehörte. Seit 1505 saß er auf dem Bischofstuhle zu Bamberg und man begann schon es ihm übel zu vermerken, daß er noch nicht in die stolze Reichsstadt gekommen war. Ja man fühlte sich gerade darum um so mehr verletzt, als man in ihm einen Mann verehrte, der sich auf die Höhe seiner Zeit gestellt hatte und der gesammten Geistlichkeit zu einem leuchtenden Vorbild dienen konnte. Er war ein eben so gelehrter als geistreicher Herr, beseelt von echter Humanität und einer aus ihr nothwendig hervorgehenden Toleranz.

Mit solchen Leuten in Verbindung zu sein, sie

bei sich festlich zu empfangen und ihnen zu verstehen zu geben, wie man in Nürnberg solche Verdienste zu schätzen wisse, dabei zugleich vor ihnen mit dem eigenen Reichthum von Kunst und Wissenschaft zu prunken und alle Herrlichkeit zu entfalten, mit der man Alle in Erstaunen zu versetzen und zu gerechter Bewunderung hinzureißen pflegte, die zum ersten Male nach Nürnberg kamen. Erwartete man doch vom Kaiser selbst, dem Oberhaupt des deutschen Reiches, daß er Nürnberg mit zuerst besuchte und seinen ersten Reichstag daselbst hielt — und man war nicht geneigt, einem Kirchenfürsten, zu dem man unmittelbar gehörte, eine Vernachläßigung minder übel zu nehmen.

Aber da der Bischof denn endlich sein Erscheinen ankündigte, wollte man auch keine andere Rache an ihm nehmen, als eine, die ihn nur bereuen lassen sollte, daß er nicht früher in eine solche herrliche Stadt gekommen. Man traf darum die glänzendsten Anstalten zu seinem Empfange und die ganze Stadt schmückte sich wie zu einem der höchsten Festtage.

Die Rathsherren Konrad Imhof und Willibald Pirkheimer ritten ihm mit einem glänzenden Gefolge entgegen und empfingen ihn zwischen Buch und Tannenlohe. Sie führten einen prachtvollen Apfelschimmel mit köstlichem Gezäume von Leder mit kunstreich

silbernen Beschlägen mit sich, den sie dem Bischof als ein Geschenk des Rathes anzunehmen und zu besteigen baten.

Der Bischof war ein stattlicher Reiter und nahm die Gabe mit huldreichem Lächeln an. Der Apfelschimmel wieherte lustig, als der geistliche Herr ihm den Hals klopfte und die Mähnen streichelte und dann sich selbst auf seinen Sattel schwang.

Die Rathsherren aber lächelten befriedigt, als der Bischof nach den ersten Begeisterungsreden und Dankesworten zu ihnen sagte: „Ich habe es wohl immer gehört, daß die Nürnberger die feinsten Bürger sind im Reich und am besten wissen was sich geziemet, aber solcher zarten Aufmerksamkeit hätt' ich mich doch selber nie zu ihnen versehen — freilich, wo die Grazien und Musen selbst mit im Rathe sitzen," fügte er mit einem freundlichen Kopfneigen gegen Pirkheimer hinzu, „sollte man auf das Außerordentlichste gefaßt sein."

Pirkheimer antwortete bescheiden mit der ihm eigenen Feinheit: „Ich weiß wohl, Herr Bischof, daß man uns draußen im Reich die Stolzen nennt, aber wir besitzen im Grunde keinen andern Stolz als den: daß man bei uns jedes Verdienst zu erkennen und nach Gebühr zu ehren weiß, mag es uns nun aus uns'rer

eig'nen Stadt oder aus einer andern kommen, und Euch gegenüber ist es unser einziger Kummer diesen Nürnberger Stolz Euch erst so spät beweisen zu können!"

„Da hat er seinen Hieb!" dachte Herr Imhof befriedigt, „es ist doch gut, daß Pirkheimer mein Begleiter war, ich für meine Person allein hätte es nicht anzufangen gewußt, ohne grob zu werden, dem Bischof zu verstehen zu geben, daß es sich gehört hätte, ein wenig früher als nach fünf Jahren von uns und uns'rer Stadt Notiz zu nehmen!"

Der Bischof aber sagte zu Pirkheimer: „Es ist männiglich bekannt, daß Ihr so gut mit Worten wie mit dem Degen zu fechten und zu treffen versteht — und auch davon findet Ihr für gut mir gleich eine Probe zu geben, — Ihr seid in jedem Sattel gerecht und ein wackerer Ritter Eurer Stadt — sollte sie es Euch aber einmal mit Undank lohnen, so denkt daran, daß Ihr auch treue Verehrer und Gönner auswärts habt!" Damit schüttelte er ihm die Hand und nun bewegte sich im Weiterreiten das Gespräch so ungezwungen wie die edlen Thiere, welche die Reiter trugen.

Im Scheurl'schen Garten bei dem Thiergärtnerthor ward Halt gemacht und Georg bekleidete sich mit dem bischöflichen Ornat. Als er wieder heraus-

trat, empfingen ihn die Geistlichen der Stadt. Kostbare Teppiche waren vor dem Thore ausgebreitet, darauf standen kleine Altäre mit Sammt behangen, auf denen in silbernen Schreinen die Heilthümer (Reliquien) ruhten, welche die Kirchen besaßen, und die an hohen Festtagen oder wenn ein großer Ablaß verkündigt war, vor dem Volke ausgestellt wurden. Auch der Propst Kreß stand mit unter den Geistlichen, zu denen jetzt der Bischof auf den Teppich trat und von ihnen in einer feierlichen Ansprache empfangen ward. Der Abt von St. Egydien bestrich hierauf den Bischof mit dem Heilthum und dann ordnete sich der Zug zur großen Prozession.

Im Geleite der gesammten Geistlichkeit und des ganzen Rathes, unter einem prachtvollen Thronhimmel, schritt der Bischof zur Kirche St. Sebald. Eine unabsehbare Menge schloß sich dem Zuge an, die Baubrüder und sämmtliche Zünfte mit ihren Fahnen und Zunftzeichen, dazwischen Pfeifer und Spielleute. Die Söldner und Stadtknechte machten nach beiden Seiten Platz, damit die drängenden Zuschauer zurückgehalten wurden.

Plötzlich entstand eine Störung eigenthümlicher Art — statt nämlich wie vorher und wie es bei einem sich fortbewegenden Zuge immer zu geschehen pflegt,

nur vorwärts zu drängen, borst auf einmal das Publikum nach zwei Seiten auseinander.

In dem frei gewordenen Raum stand Gerhaus Storch und ihr gegenüber ein Mann von athletischem Körperbau in dunkler Tracht und einem braunen Mantel, der ihn ganz eingehüllt hatte, aber im Gedränge nur noch lose auf seiner Achsel hängen geblieben war. Ebenso war der breitkrämpige spitzzulaufende Hut von seinem Haupte gefallen, den er vorhin tief in's Gesicht gedrückt getragen hatte und zeigte scharfgeprägte Züge von kühnem entschiedenem Ausdruck; kurze schwarze Locken und ein schwarzgekräuselter Bart umgaben sein Gesicht, das durch seine Frische und stechenden Feueraugen von einer gewissen rohen Schönheit war, die aber allerdings mehr Erschreckendes als Anziehendes hatte. Sie war gewissermaßen in derselben Art wie die der schönen Gerhaus, die nur sinnliche Männer reizen oder zum Modell einer Bachantin oder Furie dienen konnte. So stand sie auch jetzt mit dem ausgestreckten Arm, der auf den Fremden zeigte, ihm gegenüber — dabei war sie ziemlich auffallend gekleidet in schwarze Wolle mit rothen Streifen am Saum des Rockes und der Aermel, einen hohen Sturz auf den schwarzen Zöpfen — sie wieder-

holte die Worte, die sie vorher gesagt und welche die Theilung des Publikums veranlaßt hatten:

„Ich kenne ihn, — es ist Hartwig Rother, der Nachrichter!“

„Ho ho!“ lachte dieser und schlug die gewaltigen Arme trotzig in einander, „viel Ehre für mich, wenn Ihr Euch dieser Bekanntschaft rühmt!“

Gerhaus antwortete erglühend und um sich vor der Menge zu vertheidigen: „Mein Vater wohnt nahe am Henkersteig und ich habe den Nachrichter, der jenseits desselben wohnt, oft genug vorüber gehen sehen — und außerdem kennt Ihr ihn ja wohl Alle,“ wandte sie sich an das Volk, denn der hochedle Rath hat ihn schon vor Euer Aller Augen genug Arbeit verrichten lassen!“

„Nun!“ antwortete der Nachrichter, „solch' einen üppigen Hals wie den Euern hat mein gutes Schwert noch nicht zertheilt — aber es ist gut, wenn Ihr ihn hütet, denn noch ist nicht aller Tage Abend — vielleicht denket Ihr noch einmal an dies Wort!“

Jetzt war es plötzlich, als ob ein Schauder Gerhaus überlief, sie wankte langsam zurück und suchte, von allen Blicken betrachtet, sich erst unter den Nächststehenden zu verbergen und dann zu entschlüpfen. Die Stadtknechte aber riefen den Nachrichter von ferne

im Namen des Rathes zu, daß er sich entfernen möge und sich nicht länger erfrechen, durch sein Erscheinen die Feierlichkeit zu stören und zu entweihen.

Er bog zwar in die nächste Gasse ein, in die man ihm bedeutete sich zurückzuziehen, aber er rief trotzig mit seiner Stentorstimme:

„Ehe Ihr es wagt also mit mir zu reden, hättet Ihr billig erst fragen sollen, warum ich hier bin. Denn ich bin nicht gleich Euch gekommen, nur um zu gaffen oder neue Kleider zur Schau zu tragen, sondern weil ich ein Anliegen an den hochwürdigen Bischof habe. Er soll mir erlauben, in der Fastenzeit gleich andern Christenkindern mit zum heiligen Abendmahl zu gehen — und wenn Ihr Alle so gottvergessen seid mir zu verwehren solch' Gesuch vor ihn zu bringen, so weiß ich nicht wer mehr aller Ehren baar ist — der Henker oder Ihr!“

Die Baubrüder zogen eben jetzt an der Stelle vorüber, wo diese Scene stattfand, und Ulrich, der zunächst an der Seite ging, an welcher der Nachrichter stand, antwortete laut, sich zu ihm wendend:

„Wenn Ihr thut, wie Euch diese geheißen“ (auf die Stadtknechte deutend), „so werden sie auch Euer Gesuch vor den Rath und den Bischof bringen — und falls sie es unterlassen sollten, so verlaßt Euch auf

mich, dann werde ich dafür sorgen, daß Euer frommes Verlangen dem Bischof kund werde oder daß Ihr es selbst ihm vortragen dürfet!“

„Wie wagst du so Etwas zu unternehmen?“ fragte Erhard, der neben Ulrich ging, fast betroffen seinen Kameraden.

„Nun,“ antwortete dieser, „war es nicht das beste Mittel die widerwärtige Störung zu beendigen? Der Nachrichter ist in jenem Seitengäßlein verschwunden und die Menge strömt ungehemmt weiter, ohne sich mehr um ihn zu kümmern!“

„Aber dafür kümmert sie sich um dich!“ flüsterte Erhard weiter, „und wundert sich über den Baubruder, der sich zum Fürsprecher des Nachrichters machen will.“

„Es ist ein scheußlich' Handwerk, das er treibt,“ versetzte Ulrich, „aber wie es vom Vater auf den Sohn vererbt, so mag es auch auf diesen gekommen sein — was blieb ihm Anderes übrig, da ja der Fluch, der auf dem Vater ruht, sich auch den Kindern mittheilt? Und was ist er denn Schlimmeres, als ein Werkzeug der strafenden Gerechtigkeit? Selbst willenlos, thut er ja nur, was diese befiehlt! Wenn die, so zu Gericht sitzen, den Mord befehlen und anordnen, so mögen sie auch den nicht von sich sto-

ßen, der ihn vollzieht. Die christliche Kirche aber kann und darf Niemanden verstoßen und von sich ausschließen, der selbst sich ihr naht und kein anderes Verbrechen auf sich geladen, als daß er unterthan gewesen seiner Obrigkeit! Wenn er nach dem Sakrament begehrt, so muß es ihm gereicht werden — er darf nicht durch sein Amt oder gar durch seine Geburt exkommunicirt sein für sein ganzes Leben."

„Wenn du auch schon recht haben magst" — entgegnete Erhard „wie willst du es anfangen zu dem Bischof zu dringen — als Abgesandter des Nachrichters oder als Baubruder?"

„Als Baubruder, wenn du willst — oder auch als Ulrich Wüll, genannt von Straßburg!" antwortete Ulrich mit einem Lächeln, das einen Anflug von Stolz hatte, „der Schenk von Limburg ist selbst ein freier Maurer und Mitglied der Bauhütte zu Regensburg und mir längst ein werther Gönner. Er ist ein Beschützer aller Künstler und der Kunst, der Baukunst aber zumal. Als ich in der Bauhütte zu Regensburg am Dom mitarbeitete, war es zur Zeit des Reichstages, zu dem auch Georg III. mitgekommen. Meine Arbeit am Portale hatte zuerst seine Aufmerksamkeit erregt — mehr als durch die kunstgerechte Ausführung durch die Idee, welche ihr zu Grunde

lag. Denn Georg ist ein Freund aller Aufklärung und freut sich, wenn die Steine vor allem Volke eine verständlichere Sprache reden, als sie in den Büchern der Gelehrten zu finden ist. Er begrüßte mich damals zuerst an der Seite Kaiser Maximilian's, der sich meiner auch von Nürnberg her noch gar wohl erinnerte. Dann hat mich der Schenk öfter in seine Wohnung entbieten lassen, wo sich immer ein Kreis von aufgeklärten, gelehrten und strebenden Männern versammelte, gleichviel ob dieses Streben auf's Reich der Wissenschaft oder Kunst gerichtet war — und so denke ich denn auch ihn hier wiederzusehen und, ohne daß ich nöthig habe mich an ihn zu drängen, zu ihm beschieden zu werden — der Propst Kreß, der meinen Wunsch bereits kennt, wird schon mit Sorge für seine Erfüllung tragen. Und so hab' ich auch nur, weil ich den Bischof nenne, in seinem Geiste dem Nachrichter geantwortet — ich weiß, daß Georg erhaben ist über jedes Vorurtheil!"

„So ist es freilich etwas Anderes," sagte Erhard befriedigt, und da der Schenk im Hause des Schultheißen von Weichsdorf einkehren wird, so hast du ja den Zutritt zu ihm doppelt und dreifach leicht, da du für diesen in der Kapelle der Behaim arbeitest."

„Woher weißt du das?" fragte Ulrich bestürzt,

„ich glaubte, er sollte bei einem der Herren Aelteren wohnen — hörte ich recht, bei Peter Imhof?"

„Der hat ihn allerdings zu sich eingeladen, aber er hat geantwortet, daß er dem Schultheißen schon früher das Versprechen gegeben bei ihm Wohnung zu machen, wenn er einmal nach Nürnberg käme; nun läßt sich einerseits der Schultheiß die Ehre auch nicht nehmen," berichtete Erhard, „und andererseits flüstert man noch —"

„Was flüstert man noch?" fragte Ulrich gespannt, da Erhard inne hielt.

Dieser sah sich erst vorsichtig um, und da er wohl annehmen konnte, daß auch die hinter ihm Gehenden nicht auf seine Worte achteten und die Pickelpfeifen und Trommeln alles Gesprochene nur dem Ohr, an das es gerichtet, vernehmen ließen, fuhr er fort:

„Wie der Bischof alle Kunst und alles Schöne liebt, so ist er auch den schönen Frauen geneigt, zumal solchen, die neben dem Ruf der Schönheit auch den der Gelehrsamkeit besitzen — und so zieht er das Haus des Schultheißen, in dem zwei Töchter solcher Art sich finden, jedem andern vor."

Ulrich schwieg, weil diese Worte eine ganze Gedankenreihe in ihm entstehen ließen, die er dem Freund nicht offenbaren wollte. Mochte der immerhin denken

er schwiege, weil er ein lebhaftes Gespräch und zumal ein solches in einem Festzuge nicht angemessen fand. Aber Erhard flüsterte nach kurzer Pause weiter:

„Von dem hochwürdigen Bischof mag ich nichts Uebles denken noch sagen, ich habe auch nichts der Art von ihm gehört, und ich will gerne glauben er huldigt im schönen Geschlecht nur der zarteren Sitte, dem frömmeren Sinn und der feineren Bildung, wofür ja auch spricht, daß er gerade nur gern mit gelehrten Frauen umgeht, die sonst von sinnlichen Männern geflohen werden."

„Deine Rede klingt doch, als sollte sich noch ein „Aber" daran knüpfen," warf Ulrich hin.

Von der stolzen Isolde von Weichsdorf hat man immer nur gehört, daß sie eine spröde Männerfeindin sei und nicht heiraten wolle — und doch hat man sie nächtlicher Weile aus einem Fenster der Propstei steigen sehen — dein Oheim, Herr Anton Kreß, ist freilich ein Verehrer mit grauem Haar — du weißt das aber am Ende besser als ich?"

Ulrich schwieg wieder zu Erhard's Bericht — ja wohl wußte er es besser — lebendig stand jener Augenblick vor seiner Seele, indem er bei seiner Rückkehr nach Nürnberg Isolde zuerst und allein bei dem Propst gesehen hatte — wie sie dann geflohen, verschwunden

war — er hatte es sich schon kaum anders denken können, als daß sie ihren Weg durch das Fenster genommen — aber wie hätte er je ein Wort davon sagen mögen, wie eine Erklärung finden für etwas, das ihm ein vollständiges Räthsel? Er hatte es vergessen wollen — nun mußte er gerade jetzt und in so widerwärtiger Weise daran erinnert werden.

Er hatte Isolde inzwischen mehrmals wieder gesehen. Am Tage nach Jauernberg's Verhaftung und Wolfstein's Flucht hatte sie sich mit Ulrich wieder wie in stillschweigender Uebereinkunft in der Kapelle der Behaim zusammengefunden, er hatte ihr Wolfstein's Grüße für Anna gebracht und erzählt, wie der Hergang in Wahrheit bei diesem Vorfall gewesen war, den man ihr sogleich, aber mit den größten Entstellungen hinterbracht hatte. Er versprach ihr feierlich, daß, wenn diese Sache zur Untersuchung und Verhandlung kommen sollte, er nicht dulden würde, daß man auch hierbei noch eine Schuld auf Wolfstein wälze, da er durchaus unschuldig sei. Dann hatten sie sich noch zuweilen, wenn auch ferner, gesehen — aber in Beiden war das Bewußtsein eines geheimen Einverständnisses, das selbst einer flüchtigen Begegnung einen höheren Werth, eine besondere Bedeutung verlieh.

Aus den Erinnerungen, in die er versank, weckte

ihn nach einiger Zeit wieder Erhard, indem er sagte: „Wer das Frauenzimmer nur sein mochte, das mit den Nachrichter zusammengerathen war.“

„Mich dünkt, ich habe es bei Meister Dürer gesehen, dem es zum Modell dienen mochte,“ gab Ulrich zur Antwort.

„Du bist noch nicht lange in Nürnberg,“ bemerkte Erhard wieder, „und fast bekannter als ich, das kommt von der vornehmen Gönnerschaft und Freundschaft — hüte dich aber nur allzusehr mit den Profanen zu verkehren — du möchtest es sonst noch einmal bereuen!“

Ulrich seufzte nur leise statt der Antwort. Das war ja eben sein alter Kummer, daß es noch Profane gab! daß nicht Alle gleich berufen waren zum heiligen Tempelbau wirklich und symbolisch, daß es Schranken gab für ihn, Schranken auch für die Andern, ein Drinnen und ein Draußen, daß von Denen, welche das Judenthum verachteten, doch wieder der Vorhang vor ein Allerheiligstes gezogen war, ein neuer statt dessen, der vor fünfzehn Jahrhunderten zerriß! In den Baubrüderschaften lebte und wirkte der Geist der Aufklärung und Humanität, aber nur untereinander, nur für die Geweihten, er trug keine Früchte mehr für die Außenwelt. Denn die Sprache, die aus den Steinen

— aus der gothischen Baukunst — redete, war theils doch nur Denen verständlich, Denen sie gelehrt, theils ward sie überflügelt von der Sprache der eisernen Lettern, die mehr und mehr an Ausbreitung gewann — in Ulrich aber gährte und drängte es herauszutreten aus dem eng gezogenen Kreis der alten Gesondertheit wie der alten Anschauungen, es drängte ihn beide zu erweitern und alles Volk zu berufen zum heiligsten Tempeldienst. Ein herrliches Ziel schwebte ihm vor, ein Ideal für die Menschheit — aber er bekannte sich seufzend, daß es vielleicht erst erreichbar sei in fernen Jahrhunderten, in die nur die Schwingen der Ahnung ihn in leuchtenden Augenblicken zu tragen vermochten.

Jetzt wogte der Zug durch das geöffnete Thor der St. Sebaldskirche — schon stand der Bischof am Altar, bekleidet mit den prächtigsten Meßgewändern, welche die reiche Schatzkammer von St. Sebald aufzuweisen hatte, um ihn versammelt alle die hohen Würdenträger der Kirche, die doch in ihm noch einen Oberen erblickten, dem zu dienen ihnen nicht nur Pflicht, sondern auch Ehre war; unzählige Kerzen flammten am Hochaltar, und der Duft ihres Wachses, gewonnen aus „des Reiches Bienengarten," mischte sich mit dem des Weihrauchs, der aus den von Knabenhänden geschwungenen Kesseln emporstieg. Die Düfte beider

Indien, des neuen wie des alten, wirbelten durcheinander mit der wundersamen Gabe vom Ostseestrande, dem köstlichen Bernstein. Und mit dem Kerzenschein und den Weihrauchwolken stritten die Sonnenstrahlen, die in allen Regenbogenfarben durch die Pracht der buntgemalten Fenster drangen. Dazu klang feierlicher Gesang vom Chor in langen getragenen Tönen, als käme er aus einer höheren Welt.

Aber welche würdige Haltung auch die Baubrüder bewahrten, wie ernst und gravitätisch, im Bewußtsein auch hier wie überall die Ehre ihrer Stadt zu vertreten, die Rathsherren auf ihren Sitzen saßen, die schaulustige Menge wogte und drängte doch auch hier noch unruhig durcheinander, und nur da das Glöcklein des Meßners das Hochamt verkündete, sanken Alle in feierlichem Schweigen auf ihre Kniee nieder.

II.

Ein Festmahl.

Es war so wie Erhard gesagt hatte; der Schenk von Limburg hatte im Hause des Schultheißen von Weichsdorf zu wohnen gewünscht, und war gleich aus der Kirche von der Geistlichkeit und den Rathsherren dahin geleitet worden.

Daselbst war ihm auch das Festmahl ausgerichtet worden, und er hatte ausdrücklich verlangt, daß weder die Frau noch die Töchter des Hauses dabei fehlen dürften.

Dies Verlangen hatte Anfangs in der Familie des Schultheißen keine geringe Bewegung hervorgebracht. Frau Adelgunde selbst fühlte sich für ihre Person sehr geschmeichelt davon, aber es verdroß sie, daß dieselbe Ehre auch ihren Stieftöchtern zu Theil werden sollte. Nicht nur mußte sie fürchten, von der geistigen wie körperlichen Anmuth derselben, wie schon

oft, verdunkelt zu werden — ein Grund, den sie freilich nicht dagegen geltend machen konnte — sondern sie meinte auch, daß man die Mädchen mit besonders neugierigen, wo nicht verächtlichen Blicken betrachten werde, die im Mechelndorfer Walde die Veranlassung zu neuem Streit zwischen der ritterlichen Nachbarschaft und den Nürnbergern gegeben hätten, und in solchem Vorfall auf eine Art verwickelt wären, der sie sogar verdächtig mache, den Rittern geneigter zu sein als den Bürgern — und diesen Grund hob sie auch bei ihrem Gemahl hervor.

Seit Jauernberg verhaftet und Wolfstein entflohen, war diese Sache in ein neues Stadium getreten. Jetzt war es nicht mehr ein Handel, der, wenn auch auf Nürnberger Gebiet, sich doch außerhalb der Ringmauern der Stadt begeben hatte, wo es immer erst streitig war, ob der Rath oder der Burggraf von Zollern in Kaisers Namen Gericht zu hegen hatte und jetzt das Reichskammergericht ein Urtheil sprechen sollte — aber keines sprach. Denn die meisten Fürsten und Räthe, die ihm vorstehen sollten, waren in ihre Lande heimgereist, da sie weder Diäten noch sonst eine Vergütung vom Reiche erhielten, noch weniger aber eine bewaffnete Macht zu ihrer Verfügung hatten, um nöthigenfalls die Beschlüsse und Urtheile auch zu

vollstrecken, da sonst die, deren Interessen sie entgegenliefen, sich nicht nach ihnen richteten. Eine wirkliche, weder gesetzlich befohlene, noch beschlossene, noch gewaltsame Auflösung des Reichskammergerichts fand nicht statt — es hörte nur thatsächlich, nicht aber gesetzlich auf zu existiren, und verlief sich gleich so mancher gemeinsamen Bestrebung, dem deutschen Reiche zu einem festen Haltpunkt zu verhelfen und gleich dem deutschen Rhein — im Sande. Es hieß, es werde zu gelegener Zeit wieder zusammentreten und ein paar Räthe blieben noch zurück, bis dahin in dem Archiv Berge von Akten zu hüten, die doch keine andere Bestimmung hatten als in Staub zu zerfallen oder den Mäusen zur Nahrung zu dienen.

Nun aber, da der Ritter von Jauernberg in der Stadt selbst und noch dazu ein Rathsmitglied beschimpft und der Rath ihn in festen Gewahrsam gebracht hatte, konnten die Nürnberger selbst über ihn richten. Viele im Rath hatten nicht übel Lust einmal wieder ein Exempel zu statuiren und sich seiner auf die kürzeste Weise zu entledigen, d. h. ihn öffentlich hinrichten zu lassen — indeß die gemäßigteren Stimmen waren doch dagegen. Bewiesen werden konnte ihm nur, daß er mit bei einem Jagdzug gewesen, der zwar das Nürnberger Gebiet „ungebührlicher Weise“ be-

treten, aber doch nicht darauf gejagt hatte, und daß er Herrn Löffelholz auf offener Gasse der Stadt beschimpft und sich darauf den Dienern der Gerechtigkeit zur Wehre gesetzt habe — daß er früher schon frevelhaften Straßenraub zu wiederholten Malen verübt und „Absagebriefe" geschickt, die seit Stiftung des „ewigen Landfriedens" verboten waren, jedoch konnte man ihn nicht durch Zeugnisse Anderer noch sonst überführen — und so zögerte man ein Urtheil zu fällen, da es eben nicht wohl eines sein konnte, das ihn „vom Leben zum Tode beförderte." Mochte er indeß im Loch kampiren bei Wasser und Brot, vielleicht machte er noch Geständnisse oder fanden sich noch andere Anklagen wider ihn. Um sich an Wolfstein zu rächen, der, wie sich Jauernberg ausdrückte, ihn „ohne Beistand hatte im Straßenschmutz sitzen lassen" und von dessen inniger Liebe zu Anna er nichts wußte, hatte er ausgesagt, daß dieser die Töchter des Schultheißen unziemlich auf den Buchenklingen verfolgt und auch sonst sich allerlei Unbilden daselbst erlaubt habe. Isolde und Anna waren nun nochmals, wenn auch aus Rücksichten für ihren Vater und noch mehr auf Anna's Krankheit, die dieser noch nicht gestattete das Zimmer zu verlassen, über die Ritter verhört worden, und Letztere hatte in ihrem Eifer Wolfstein zu entschuldigen, wenn nicht ihr Lie-

desgeheimniß geradezu verrathen, doch ahnen lassen, daß sie ihn wohl von einer andern Seite kennen möge als nach der man ihn beschuldigte — seitdem war auch der Vater mißtrauisch geworden, und die Stiefmutter selbst suchte am eifrigsten unter den Leuten auszubreiten, daß „die Töchter ihres Gemals“ es vorzögen auf heimlichen Wegen mit übermüthigen Rittern zu verkehren, statt einem Nürnberger Patrizier die Hand zu geben — weßhalb denn diese nun auch von keinem mehr begehrt werden würden.

Auf diese Weise hatte sie auch immer mehr Gift im eigenen Hause um sich gestreut und selbst die nur langsam genesende Anna nicht geschont. Gleich dieser war inzwischen auch Isolde nicht aus dem Hause gekommen, außer in die Kirche oder zu einem Besuch in's Klarakloster — bei keiner öffentlichen Festlichkeit erschien sie mit, auch nur selten an der Familientafel, wenn die Verwandten oder Freunde der Hausfrau zu Gast waren.

Zum ersten Male denn seit langer Zeit erschienen die Töchter des Schultheißen mit bei einem Festbanquett, das zwar in dessen Hause selbst stattfand, aber doch einen mehr öffentlichen Charakter trug, denn mit dem Schenk von Limburg war ein stattliches Gefolge von Geistlichen und Rittern gekommen und die

höhere Geistlichkeit der Stadt war gleich den vornehmsten Mitgliedern des Rathes zugegen.

Im Hause des Schultheißen hatte man Alles aufgeboten, so seltene und zahlreiche Gäste würdig zu empfangen. Treppen und Säle waren mit Fahnen, Wappen und unzähligen Werken nürnbergischen Kunstfleißes auf's Sinnigste drapirt und die mit kostbaren Servicen und Trinkpokalen reich besetzte Tafel ließ schon darauf schließen, daß so herrliche Gefäße auch nur für einen trefflichen Inhalt bestimmt sein konnten. Frau von Weichsdorf erschien in ein strahlendes, mit goldenen Fäden durchwirktes Gelb gekleidet, mit schwarzem Pelz besetzt, dazu überladen mit Putz und Flitter, wie er am wenigsten für ihre hagere Gestalt wie für ihr Alter sich eignete. Dazu geriethen die Schnäbel ihrer Schuhe oft mit ihrem Gewand in eine für die Trägerin höchst unbequeme Collision.

Nach Nürnberger Sitte wollte sie am unteren Ende der Tafel zwischen ihren Töchtern Platz nehmen, obwohl für alle Drei eine solche Anordnung höchst peinlich war, aber der galante Bischof, der in Italien mit einem feineren Brauch vertraut geworden, begnügte sich nicht damit, sie als seine angenehme Wirthin zu begrüßen, sondern führte sie selbst zur

Tafel und wies ihr den Ehrenplatz an seiner Seite an. Hoffärtig wie ein Pfau und auch gleich ihm mit einigen Kratzfüßen und sie begleitenden Worten der Ablehnung folgte sie seiner Einladung und sah nur mit Mißvergnügen, wie seine bewundernden Blicke auf den Schwestern weilten und er zu ihnen sagte:

„Auch die edlen Töchter des Hauses, von deren seltenen Geistesgaben ich so viel Bewunderungswürdiges vernommen, als mich jetzt der Augenschein von ihren äußerlichen Gaben bestätigt finden läßt, dürfen nicht so entfernt von uns und unzertrennlich ihren Platz da unten behaupten — ich hoffe sie mir gegenüber zu erblicken und unsere Mitgäste werden sich beeilen sie auf einen würdigeren Platz zu geleiten!“

„Ihr seid allzu gütig, hochwürdiger Herr,“ antwortete Isolde, indeß sich Anna nur stumm verneigte, „Euer Wille muß Befehl sein in diesem Hause, aber wenn man Euch von uns so Günstiges berichtet haben sollte, so wäre es besser, Ihr ließet uns mit diesem Nimbus in einer verborgenen Ecke sitzen, denn daß Ihr Euch in größerer Nähe überzeugt, wie wenig Eure gute Meinung sich bestätigt.“

Gelber als ihr Kleid ward Frau von Weichsdorf's Gesicht bei solchen Worten und noch mehr vor Neid, als sie sah, wie die meisten der Gäste, die aus-

wärtigen zumal und von den heimischen nur die ihrer Sippe und einige Rathsherren nicht, die diese ganze Anordnung unziemlich fanden, weil sie uraltem Herkommen entgegenlief, sich zu den Schwestern drängten und um die Ehre baten, sie neben sich auf einen andern Platz zu führen. Ein Blick auf sie und ein zweiter in den Spiegel, konnte Frau von Weichsdorf belehren, daß sie ihnen eigentlich nur zur Folie diente.

Anna freilich sah noch sehr leidend aus. Ihre kleinen Hände waren weiß wie Wachs und so abgezehrt, daß man meinte, hindurch sehen zu können. So war auch ihr ganzes Gesicht, und die sanften Augen erhielten durch die blauen Ringe, die sie umgaben, einen eigenthümlichen schwärmerischen Glanz. Ein Schleiertüchlein, das, mit goldenen Nadeln angesteckt und unter dem Kinn zusammengeknüpft, von dem glatt gestrichenen Haar nicht viel sehen ließ, umwob sie vollends wie ein nebelhafter Heiligenschein, so daß man sie nur voll Andacht oder voll Mitleid betrachten konnte. Auch ihre übrige Tracht bezeichnete sie noch als eine langsam Genesende, die sich zu schonen hatte. Zwar trug sie ein prächtiges Rosakleid mit Silberstickerei, aber darüber ein halblanges Jäckchen von dunklem Sammt mit weißem Pelz besetzt, das, oben

am Hals mit goldenem Schloß zusammengehalten, sie vor jeder Zugluft schützte.

Ein Ritter aus des Bischofs Gefolge, der sich als Wilsko von Helffenburg ihr vorstellte, führte sie zur Tafel. Trotz dem, daß der Stiefmutter Augen hämisch auf ihn ruhten, hatte sie dessen Arm doch schneller ergriffen als den der Nürnberger Rathsherren, die gleichfalls um diese Ehre baten; — sich entschuldigend, sagte sie zu diesen: „Verzeiht — es hieße das immer treu bewahrte Gastrecht unseres Hauses verletzen, wollte ich nicht den Wunsch dieses edlen Ritters erfüllen, der zum ersten Male unsere Schwelle betreten und ein Fremdling in unserem Nürnberg ist.

„O wir wissen schon was sich geziemt“ — sagte Peter Harsdörfer, der eine dieser Rathsherren, ein stattlicher Mann in den Vierzigen und gegenwärtig Witwer — weßhalb Frau von Weichsdorf ihn begünstigte als möglichen Eidam durch eine ihrer Töchter, die sie nun gern um jeden Preis aus dem Hause gehabt hätte. Harsdörfer, der auf dem Veilhof eine Pulvermühle besaß und mit Pulver bedeutende Geschäfte machte, hatte dadurch ein großes Vermögen erworben, war aber der Erste seines Geschlechtes, das bisher dem niedern Bürgerstande angehörte, der zu Rath ging und dadurch seinen Namen den bevor-

rechteten „Geschlechtern" Nürnbergs einverleibt sah. Gleich den meisten Parvenues drängte er sich nun gerade an die Vornehmsten, hielt strenger als sie auf Alles, was zu den Vorrechten seines neuen Standes gehörte und fühlte sich darum viel leichter in ihren Besitz angetastet als Diejenigen, die durch so lange Jahrhunderte mit ihnen verwachsen waren, daß es ihnen gar nicht in den Sinn kam, dieselben angezweifelt zu sehen. Er wiederholte daher jetzt empfindlich: „Wir wissen schon was sich geziemt und daß es edle Sitte in Nürnberg ist, fremden Gästen vor den heimischen den Vorzug zu geben und wollen darum auch nicht glauben, eine ehrenwerthe Nürnbergerin zöge den adeligen Ritter als solchen einem Nürnberger Patrizier vor."

Anna verstand wohl, was diese Rede gerade für sie bedeuten sollte, — ihre geisterhafte Blässe wich einer momentanen Röthe, aber sie antwortete nur mit einer leichten, höflichen Handbewegung, indeß Wilsko von Helffenburg lächelnd sagte:

„Gewiß habt Ihr nicht Ursache mißgünstig zu sein, da mir das Glück solcher Nachbarschaft bei der Tafel nur einmal wird, da ich nur kurze Zeit hier weile, indeß die Bewohner einer Stadt sich ja leicht öfter zusammenfinden. Doch will mich auch bedünken,

Ihr wisset solch' ein Glück minder zu schätzen — denn wenn nicht mein hochwürdiger Herr die Ordnung dieser Tafel geändert, Ihr hättet ruhig die edlen Damen am untersten Ende der Tafel sitzen lassen, wohin sie nicht allein weibliche Bescheidenheit, sondern die ungalante Sitte dieser vornehmen Herren von Nürnberg, die sich so feiner Bildung rühmen, verwiesen."

„Wir ehren unsere Frauen besser als mit galanten Aeußerlichkeiten, durch die Ihr und Eures Gleichen sie nur vergiften könnt!" rief Martin Löffelholz, um den doch etwas unbeholfenen Harsdörfer zu unterstützen und dabei einen verwundenden Pfeil auf Anna abzuschießen. Auch der einstige Bewerber war gekommen, weil er sich bei dem Bischof bemerkbar machen wollte und auch annehmen durfte, daß er durch sein Nichterscheinen dem Gerüchte, daß ihm Anna einen Korb gegeben, die sicherste Bestätigung gäbe.

Herr Martin Geuder von Hersbruck, der jetzt regierender Bürgermeister war, hatte nicht so bald den beginnenden Wortwechsel gehört, als er hinzueilte um zu schlichten, zu vermitteln; — er, ein besonderer Schützer der humanistischen Studien, ein Bewunderer der Griechen und Römer in den Werken ihres

Geistes wie ihrer Hände, liebte es seine Bilder der Antike zu entlehnen und rief darum jetzt dazwischen:

„Daß die Schönheit doch immer einen Erisapfel in ihre Nähe geworfen sieht, auch wenn sie selbst sich gar nicht um seine Deutung kümmert — dann heben ihn die Männer auf, wenn ihn die Frauen liegen lassen. So etwas muß man vergeben — auf beiden Seiten, es ist eben ein Verhängniß, ein Erbe, das eben so gut von Frau Eva wie von den griechischen Göttern kommen kann — der Klügste zieht den besten Theil aus solchem Streit, sagt man es doch den Advokaten nach, daß sie da am schnellsten versöhnen, wo sie den Löwenantheil für sich selbst behalten kön- — und so, mit Verlaub, nehme ich an Eurer andern Seite Platz."

Mit diesen Worten hatte er Anna und den Ritter sanft weiter geschoben und rückte nun die Stühle so, daß sie zwischen diesen und den Bürgermeister zu sitzen kam, indeß Harsdörfer und Löffelholz wieder zu ihren vorigen Plätzen zurückkehrten.

Sein Schwager Willibald Pirkheimer erbat sich Isolden's Nachbarschaft — und an wessen Seite hätte sie auch unter all' diesen Herren am liebsten weilen mögen, als an der des geistreichen Gelehrten und hochgeehrten Staatsmannes, des Bruders der von

ihr hochverehrten Aebtissin des Klaraklosters, Charitas, der ihr befreundeten Sabine und Euphemia Pirkheimer, des Gönners und Freundes des Baubruders Ulrich von Straßburg? Und wer wußte besser als er eine solche Nachbarin zu schätzen! Kein Mann in ganz Nürnberg verehrte mehr als er den strebenden Geist im Weibe und fand ein größeres Vergnügen darin mit einer solchen zu verkehren, ihn weiter zu entfalten, zu bewundern, als er. Daneben war er aber auch ein Kenner und Verehrer körperlicher Reize und mit derselben Aufmerksamkeit, mit der er sein Ohr Isolden's Rede lieh, hing auch sein Auge an ihrer schönen Erscheinung.

Ein himmelblaues Kleid, mit weißem Pelz besetzt, warf klassische Falten um sie, das viereckig ausgeschnittene und sich bis über die Hüften glatt verlängernde Leibchen zeigte die schlanke Taille und nach der damaligen Mode auch die Rundungen von Brust und Hüfte in scharf abgezirkelten Linien — „ein Modell für den Meißel eines Phydias!“ flüsterte Pirkheimer seinem Nachbar zu — und beklagte, daß nicht auch einen solchen das künstlerreiche Nürnberg aufzuweisen hatte. Weite offene Aermel, nur oben aus mehreren Puffen bestehend, ließen die Arme unbedeckt. Das üppige goldblonde Haar floß, nur von einer einfachen

Perlenschnur gehalten, in dichten Locken auf den blendenden Nacken herab, drei Reihen gleich großer venetianischer Perlen legten sich in breiten Zwischenräumen um den Hals, den Pirkheimer sogar mit dem einer Venus verglich, obwohl er das erst auszusprechen wagte, als er schon mehr als einen Humpen von den Gewächsen des Rheins wie Cyperns geleert und Isolde schon darüber nachdachte: ob es nicht Zeit sei sich zu entfernen, da der Wein die Köpfe immer mehr erhitzte, und wenn auch Pirkheimer nicht zu den Männern gehörte, die durch den Wein zu beleidigenden Rohheiten und Unschicklichkeiten verleitet werden könnten, so huldigte er denn doch dem schönen Geschlechte um so eifriger durch süßliche Schmeicheleien, die wohl die meisten weiblichen Ohren gerne hörten, aber eine Isolde unangenehm berührten. Dann wandte sie sich um so lieber ihrem Nachbar zur Linken zu, der vielleicht in seiner bescheidenen Art gar nicht gewagt hätte diesen ehrenden Platz einzunehmen, wenn sie ihn nicht selbst zu sich gezogen hätte.

Albrecht Dürer war es, der heute zum ersten Male im Hause des Schultheißen mit erschien. Weil man wußte, daß der Bischof ein Gönner und Verehrer von ihm war, so hatte man ihn geladen — außerdem würde man es vielleicht nicht für nöthig

gefunden haben, denn obwohl er um seine Verdienste zu ehren erst vor einigen Monaten zu den „Genannten" des Großen Rathes ernannt worden war, so genoß er in seiner Vaterstadt doch keineswegs dieselbe hohe Stellung, die man ihm im Auslande überall einräumte. Ja, im Auslande und gegen Fremde, die nach ihm fragten, prunkten auch die Nürnberger Patrizier mit ihrem Dürer, freuten sich, wenn man ihm den Namen des deutschen Appelles gab, und fühlten dann einen neuen Ruhm auf ihre Stadt strahlen, oder vielmehr: sie nahmen den seinen als ein neues Zeugniß, daß nur aus Nürnberg ein solcher Künstler hervorgehen könne. Daheim aber und im gewöhnlichen Leben war ihnen dieser Dürer doch nur der Sohn eines armen Goldschmids, der es sich auch mit seiner Hände Arbeit, die bald den Pinsel, bald den Stichel, bald die Feder führten, sauer genug mußte werden lassen sein Brot zu verdienen und seine armen Verwandten zu ernähren. Man verwunderte sich darum noch oft genug, wenn Herren und Fürsten, ja Kaiser Maximilian selbst ihn in seiner Werkstatt besuchten und ihn näher kennen zu lernen wünschten; denn wenn nicht noch der kaiserliche Rath Pirkheimer, der mit Dürer in einem Hause geboren und aufgewachsen und immer ein unzertrennlicher Freund geblieben war,

ihn manchmal aus seinem Stillleben hervorgezogen und in größere Kreise mit sich genommen hätte, so würde er eine noch bescheidenere Stellung unter seinen Landsleuten eingenommen haben. Viel freilich trug dazu seine unglückliche Ehe bei, da Frau Dürerin ihres zänkischen und unliebsamen Wesens willen nirgends gern gesehen war, gleichwohl gern unter Vornehmere sich drängte und sich oft so betrug, daß ihre Gegenwart für Dürer höchst peinlich werden mußte, der doch wieder ein viel zu guter Gatte war, als daß er da ohne sie hätte erscheinen wollen, wo auch andere Frauen zugegen waren.

Heute, bei einem Festmahl, dem auswärtigen Bischof zu Ehren, war es schon etwas Anderes, da nur Männer geladen waren. Der Bischof hatte sogleich einige höchst verbindliche Worte an ihn gerichtet, und bei Tafel brachte er sogar eine Gesundheit auf Isolde und ihre beiden Nachbarn aus, in der er die Jungfrau den einmal erschienenen Genius nannte, der diese zwei leuchtenden Gestirne am Himmel, die Kunst und Wissenschaft, zu dem herrlichsten Freundespaar verbunden habe, was eben nur ein Wesen vermöge, das Grazie und Muse zugleich sei.

Hoch erröthend dankte Isolde, indem sie selbst, den silbernen Becher in der Hand, im Geleit der Freunde

um die Tafel bis zu dem Bischof ging mit ihm anzustoßen, indeß Frau von Weichsdorf nur mit höchst unwilliger Geberde zu ihrem Pokal griff, als ihr Nachbar sie dazu aufforderte.

„Ihr seid allzu gütig,“ sagte der Bischof, „daß Ihr Euch selbst bis zu mir bemüht; jetzt muß ich Euch schon noch den edlen Freunden überlassen — aber wenn das Mahl vorüber und nun ich der Glückliche bin, der noch länger der Gast dieses Hauses sein darf, rechne ich gerade auf Euere Unterhaltung.“

Isolde dankte wieder nur mit einer stummen Verneigung, da die lauernden, wüthenden Blicke der Stiefmutter ihr die Kehle zuschnürten, die jetzt sogar, als auch der nahe sitzende Propst Kreß laute Schmeichelworte für Isolde hatte, sich zu den Worten verleiten ließ:

„Hätte ich doch niemals geglaubt, daß unsere hochwürdigen Gäste den Dank für die geringen Dienste unserer Gastfreundschaft so weit treiben würden, so viel Artigkeiten in's Blaue hineinzureden, für die auch nicht der geringste Grund vorhanden ist — dennoch möchte man sich verleiten lassen sie zu glauben, weil sie aus so hochwürdigem Munde kommen — und dann werden sie noch mehr Schaden anrichten als von Andern.“

„O verzeiht," sagte mit einem verweisenden Lächeln der Propst, „ich bin ein alter Freund des Hauses und muß das besser wissen — lange bevor Ihr hier waltetet, habe ich dessen Töchter auf dem Schooß gewiegt, unterrichtet und —"

„Und möchtet es wohl jetzt noch gerne thun?" fiel ihm Löffelholz mit einem jener zweideutigen Scherze in die Rede, die damals an der Tagesordnung, ihm aber besonders geläufig waren.

Im rechten Augenblick nahm Pirkheimer den Arm der verschämten Isolde, um sie wieder auf ihren Platz zu geleiten und sie aus dem Bereich eines Gesprächs zu bringen, das sie von jeder Seite nur verletzen konnte.

Die Schultheißin flüsterte dem Bischof in's Ohr: „Geistlich und weltlich verdirbt die Mädchen mit übertriebenen Schmeicheleien — aber Freier finden sie nicht — Isolde nähert schon den Dreißigen" (auf ein paar Jahre mehr kam es der Sprecherin nur bei sich selbst, nicht aber bei Andern an), „ich bin überzeugt, daß sie keinen Mann bekommt."

Der Bischof lächelte pfiffig vor sich hin, und indem er eben eine große Pastette zerlegte, die ein aufwartender Diener ihm hinhielt, sagte er: „Ich danke, daß ich dies besser weiß — am Ende kommt gar die

Zeit, daß ich selbst den Brautwerber bei ihr mache — doch dergleichen Dinge muß man reifen lassen."

Pirkheimer wollte den üblen Eindruck schnell verwischen, den die Worte der Stiefmutter auf Isolde hatten machen müssen, und sagte: —

„Da nun Eure liebe Schwester wieder genesen ist, werdet Ihr Euch hoffentlich nicht mehr so klösterlich wie zuletzt von der Welt abschließen — jetzt habe ich Euch nur zuweilen von der Ferne in der Lorenzkirche gesehen."

Isolde fühlte, daß sie erröthete und wollte sich doch nicht gestehen woher das kam — und so gewissermaßen sich selbst herausfordern, und weil sie meinte, es beängstige sie nur Pirkheimer, könne sie mit Wolfstein oder — Ulrich haben sprechen sehen, sagte sie: „Außer in die Messe trieb es mich auch oft in die Kapelle unseres Geschlechtes, nach den Fortschritten zu sehen, die das Denkmal unseres großen Oheims macht."

„Eine Meisterhand ist damit betraut," antwortete Dürer, und Pirkheimer sagte gleichzeitig:

„Das ist noch ein Anderes, ob ein Künstler nur für seinen Ruhm arbeitet, oder ob auch Liebe zu den Personen, denen er ein Mal errichtet, ihn beseelt — Ulrich von Straßburg fühlt sich durch geistige Bande an das Geschlecht der Behaim gefesselt, und auch bei

diesem Werke leitet ihn eine höhere Begeisterung als bei jedem andern."

Jetzt fuhr Isolde unwillkürlich nach der Perlenreihe, die sie zittern fühlte von dem stürmischen Wallen ihres Busens, als könne sie das mit ihrer kleinen Hand verbergen oder unterdrücken — doch hätte sie um keinen Preis dies Gespräch beendigen mögen. „Ihr kennet ihn also auch, Meister Dürer," fragte sie diesen.

Er war unerschöpflich im Lobe des Freundes; vorhin mehr still, ward er jetzt plötzlich beredt und seine sanften Augen leuchteten im höheren Glanze.

Eben so Pirkheimer — und er fügte dann hinzu: „Auch unser hochwürdiger Bischof ist sein Gönner — wär' er nur nicht ein Mitglied dieser Baubrüdergenossenschaft, die so streng sich abschließt von andern Elementen und von dem Leben selbst — das ist ein Unglück für ihn und für Alle, die ihn lieben!"

Isolden's Herz pochte immer lauter — gerade darum sagte sie: „Aber ist es nicht ein Glück für die Kunst, daß kein anderes Band ihn fesseln darf?" aber sie fühlte, wie ihre Stimme bebte, denn erst im Augenblicke, da sie sprach, fiel ihr ein, daß jenes „Alle, die ihn lieben," doch einen viel weiteren Sinn haben konnte als ihre Worte ihn vielleicht gaben.

„Ein Opfer, das man in der Jugend bringt, ein

Schmerz, der da in das Herz sich gräbt, mag wohl den Schwingen einer edlen Seele höheren Flug verleihen, und ohne Schwärmerei ist selten Jemand ein großer Mensch geworden — aber wenn ein edles Gefühl kämpft mit dem andern und nur eine hohle Satzung hindert im Glück des Lebens mit einem noch reineren Feuer der Kunst zu dienen als im Unglück — dann drückt das Opfer nieder und die Kraft erlahmt."

Aber lange konnte es nicht bei so ernster Wendung eines Gesprächs an heiterer, von Trinksprüchen gewürzter Festtafel bleiben — und hätte nicht der Wein schon Pirkheimer mittheilsamer gemacht, vielleicht hätte er auch nicht gewagt anders als im vertrautesten Freundeskreise von „hohlen Satzungen" zu sprechen.

Isolde war in einer fieberhaften Erregung — sie meinte, das komme von dem immer mehr anwachsenden Lärm um sie her — dies Toastiren, Lachen, Gläserklirren, sie selbst immer mehr der Gegenstand zudringlicher Schmeichler — und als Pirkheimer, ihr neue Schönheiten sagend, sich so weit vergaß, mit unsicherer Zunge hinzuzufügen: „Ich ließe mich doch durch Niemand von meinem Platz vertreiben — selbst von unserem Freund Baubruder nicht!" da stand sie zürnend und geängstet auf, würdigte Pirkheimer keines Blickes und sagte zu Dürer gewendet:

„Verzeihet, edler Meister, daß ich mich entferne — es ist Zeit dazu," und als er, selbst vom Wein erregt, wenn auch nicht berauscht, sie bittend ansah und sagte: „Verzeihet Ihr meinem liebwerthen Freunde, er ist minder trunken vom Wein, denn von Euerm Anblick," da antwortete sie kurz und stolz: „So ist es um so nöthiger, daß ich gehe — vielleicht wird er dann nüchtern!"

Wenn Frau Agnes gesehen hätte, mit welcher Inbrunst ihr Gatte Isolden's Hand küßte und sie noch einmal um Verzeihung bat für all' die rohe Art der Männer, und zum Zeichen, daß sie wenigstens ihm nicht zürne, ihr sogar das Versprechen abnahm, sich einmal in seiner Werkstatt umzusehen — so würde die Frau Meisterin wohl zornig geworden sein; indeß Pirkheimer bereute nicht nur was er zuletzt, sondern auch was er vorhin geredet von dem segensvollen Wirken eines glücklichen Künstlers.

Die schon längst ermattete Anna folgte gern Isolden's Beispiel.

Draußen im äußersten Vorsaal, als sie über die Treppenflucht gingen, um sich in ihre Gemächer im obern Stock zurückzuziehen, stieß Isolde plötzlich einen Schrei aus —

Ulrich stand vor ihr.

III.

Fürbitten.

Ulrich stand vor Isolde.

Gerade sie zu sehen, hatte er nicht erwartet.

Ueber dem Festmahl war es dunkel geworden, drinnen flammten unzählige Kerzen im Saal auf hohen Kandelabern und blitzenden Kronleuchtern aus gegossenem Messing — hier auf der Treppe aber genügte eine von der Wölbung herabhängende Ampel, den Gehenden und Kommenden zu leuchten.

Anna hielt noch eine kleine silberne Lampe in der Hand; die Schwestern hatten nicht erst Jemanden von der viel beschäftigten, theils aufwartenden, theils sich selbst den Tafelfreuden ergebenden Dienerschaft (denn heute konnte die Schultheißin ja nicht nacheilen und die Speisereste verschließen, dieser seltene, glückliche Moment mußte benutzt werden) rufen wollen, und so leuchteten sie sich selbst. Der Schein der vorgehaltenen

Lampe fiel gerade auf Isolde. Die Erregung, in der sie den Saal verlassen, drückte sich noch in ihrem ganzen Wesen aus. Sie hätte kein Weib sein müssen, hätten die vielen Huldigungen, die sie heute, noch dazu von den ausgezeichnetsten und berühmtesten Männern empfangen, sie ganz kalt lassen können. Aber im letzten Augenblick hatte sie Eckel daran empfunden — nur um das zu überwinden, wie sie sich sagte, kehrten ihre Gedanken zu dem zurück, was ihre beiden Tischnachbarn über Ulrich gesprochen hatten — sie dachte an ihn, als sie in das Treppenhaus trat.

Da stand er vor ihr — und wer hätte sagen mögen, ob sie mehr über den wirklichen Ulrich erschrak oder über den ihrer Gedanken.

Auch er stand betroffen — ihr hier zu begegnen hatte er nicht erwartet — war es Anna's Lampe oder Isolden's Erscheinung, die ihn blendete? Er hatte sie immer nur in winterlicher Straßenkleidung gesehen, in solchem Putz, der ihre Reize zugleich zeigte und erhöhte, erblickte er sie heute zum ersten Male. Den runden Hut in der Hand haltend, trat er fast demüthig einige Schritte zurück und sprach nur ein schüchternes „Verzeiht!“

Mußten denn alle Männer heute nur „verzeiht!“ zu ihr sagen — und nun auch er? So fühlte sie —

aber es wollte kein Wort über die zitternden Lippen.

Anna war minder befangen. Sie hatte noch nie mit Ulrich gesprochen, aber sie kannte ihn vom Ansehen, weil ihr ihn Isolde gezeigt hatte, wenn er unter ihren Fenstern nach der Bauhütte vorüberging. Ihr war er ja ein Bote des Geliebten! Wolfstein erfüllte ihr ganzes Wesen — sie zweifelte keinen Augenblick, daß Ulrich um seinetwillen kam. So urtheilte sie freudig im ersten Moment des Gewahrens — im zweiten erschrak auch sie über die Möglichkeit von Jemand getroffen zu werden, einen Theil ihres Geheimnisses verrathen zu sehen, auch diesen letzten vermittelnden Freund zu verlieren — hastig trat sie darum jetzt auf ihn zu, indem sie nach allen Seiten sich scheu umblickte und sagte:

„Ihr bemüht Euch her? — kommt mit herauf zu uns — da oben stört uns heute Niemand!“ fügte sie, mehr zu der Schwester gewendet, hinzu.

Ulrich stand zögernd: „Der hochwürdige Bischof ist wohl noch bei Tafel?“ fragte er, „er hat mich herbestellt — nur darum wage ich zu kommen.“

„Jetzt allerdings würdet Ihr ihn nur sprechen können, wenn Ihr Euch selbst in den Saal begebet,“ antwortete Isolde, „und wenn Euch das genehm ist,

so bin ich bereit mit Euch dahin zurückzukehren, um Euch einzuführen."

„O Ihr seid allzu gütig," antwortete Ulrich, sich verbeugend, „so dringlich ist mein Kommen nicht — ich kann warten bis die Tafel aufgehoben."

„Aber hier doch nicht?" antwortete Isolde; „des Bischofs Zimmer sind im obern Stock — im Erdgeschoß ist das Wartezimmer."

„So geh' ich da hinab," sagte Ulrich und näherte sich der Treppe, die er heraufgekommen war — weiter unten auf ihr hörte man schleichende Tritte — aber es war nicht die am meisten betretene Treppe, auf der man sich befand — eine solche führte unweit des Speisesaales gleich zur Küche im Erdgeschoß; auf ihr bewegten sich die aufwartenden Diener, auf der aber, auf der man sich befand, hatte, zumal am Abend, kein weiterer Verkehr statt; nur Ulrich hatte sich dahin verlaufen, weil er unten dem lautern Treiben ausgewichen war.

„Kommt mit herauf," sagte Isolde in einem hastig befehlenden Tone, gegen den sich keine Einwendung machen ließ — das Schleichen auf der Treppe schien ihren Entschluß zu bestimmen.

Ulrich folgte den Schwestern; — da sie eilig die Treppen aufwärts schwebten, beschleunigte auch er

seine Schritte — von Unten klang etwas wie ein höhnisch weibliches Lachen herauf — ein schüttelnder Frost lief sichtbar über Isolden's weiße Haut — bewirkte es dies Lachen oder die kühlere Luft hier außen gegen die schwüle Gluth des Speisesaals?

Einen Augenblick war sie unschlüssig — sollte sie Ulrich mit in ihre eigenen Gemächer nehmen — sollte sie ihn hinübergeleiten in die des Bischofs? gewagt war das Eine wie das Andere — indeß, sie war aufgeregt, sie hatte jenes erhöhte Gefühl der Selbstbestimmung in sich, das sogar zu einem Wagniß drängen kann — sie entschied sich für das Letztere. Hier war die Thür in ihr Zimmer. Anna öffnete sie — einladende Wärme strömte ihnen daraus entgegen — aber auch sie stand zögernd und verlegen.

An ihrer Lampe zündete Isolde eine darin stehende Kerze an — ihr Schein und die offene Thür gestatteten Ulrich einen Einblick in dies Frauengemach, aus dem ein süßer Zauber zu strömen schien.

„Komm, Anna," sagte Isolde, „wir wollen den edlen Freund hinüber in die Zimmer des Bischofs geleiten — dort wartet es sich besser als unten, wo, wer weiß wie viele Leute schon versammelt sind, die irgend ein Anliegen an den Bischof haben," und auf Ulrich's bescheidenen Einspruch gegen so viel Güte, sagte sie

schnell: „O es ist auch nöthig, daß die Töchter des Hauses selbst überall nach dem Rechten sehen an einem solchen Tage, der das ganze Haus in Aufregung bringt — da kommt Alles aus dem gewohnten Gang und die Diener zeihen unten gleich den Herrn und kümmern sich um nichts.

Es war so wie Isolde sagte und voraussetzen durfte — sie gingen durch weite Vorsäle, ohne Jemand zu treffen, überall war es todtenstill und brannten nur mattleuchtende Lampen.

Aus dem zweiten Saal trat man in die Gemächer, die für den Bischof, seinen geistlichen Begleiter und Kammerdiener eingerichtet waren, die Ritter erhielten ihre Zimmer im dritten Stock, die Diener, die man nicht in unmittelbarer Nähe bedurfte, blieben im Erdgeschoß.

Aus der nun von Isolde geöffneten mittelsten Flügelthür strömte eine fast erstickende Hitze — die Heizerin hatte es sich bequem gemacht und um nicht wieder nachzulegen, so viel gewaltige Holzknorren im Kamine aufgehäuft, daß es mindestens so heiß war, als käme man „in Meister Vischer's Rothgießerei," wie Ulrich zu Isolden's Ausruf zustimmend bemerkte. Sie riß alle Nebenthüren auf und lud dann Ulrich ein mit in ein kleines Kabinet zu kommen, das, nur durch eine Ta-

petenwand von dem großen Zimmer getrennt, schon mit erwärmt war. Gleich diesem hatte es auch noch mehrere Thüren in den Vorsaal sowohl als in einen Gang gegenüber. Isolde überzeugte sich, daß auch diese unverschlossen und draußen Alles still war. Von Innen schob sie, ohne das sehen zu lassen, geschickt den kleinen Riegel vor.

„Hier können wir bleiben bis der Bischof kommt,“ sagte sie, hieß Ulrich Platz nehmen und zündete eine Kerze an.

Anna war schon wie ein ängstliches Kind, sich fester in ihr Pelzchen wickelnd, in eine Sophaecke gehuscht — sie erwartete, daß Isolde für sie das Wort führen, von Wolfstein sprechen, nach ihm fragen sollte — welches andere Interesse gab es denn für Anna auf der Welt, was war ihr denn Ulrich Anderes als ein Bote von ihm? Aber da die Schwester schwieg, ja sogar in's Nebenzimmer ging, obwohl sie die Thüre offen ließ, um drinnen, wie sie vorhin schon gesagt hatte, nach dem Rechten zu sehen, faßte sich Anna selbst ein Herz zu dem einzigen Freund und Beistand, der ihr in der Noth geblieben war — sie fragte erröthend nach Wolfstein, und da Ulrich bekennen mußte, jetzt von dem Ritter keine Kunde zu haben, suchte sie doch ihr überwallendes Herz von den Dankesgefühlen zu erleichtern,

die sie jetzt um so mehr bewegten, als sie mit Ulrich zum ersten Male sprach.

Als sie so ihren Gefühlen Worte gegeben, fuhr sie fort: „Um meinetwillen seid Ihr auch in den Handel von Jauernberg und Löffelholz verwickelt worden, habt Euch den Adel wie den Rath zum Feinde gemacht —“

Ulrich lehnte bescheiden die Dankesworte ab und leugnete mit stolzem Lächeln die Gefahr, die selbst durch eine solche Feindschaft für ihn erwachsen könnte.

Anna brach in die Worte aus: „Ihr seid wie meine Schwester! auch sie will von keinem Dank etwas wissen, noch schreckt sie eine Gefahr, wo es gilt zu helfen und Andern Gutes zu erweisen — ich wäre längst im Kloster ohne sie —“

„Das steht Euch ja jeden Tag noch offen,“ sagte Ulrich, „man darf kein Gelübde ablegen nur in der Uebereilung des Schmerzes — ein solches Opfer will der Himmel nicht — wenn ihm überhaupt ein Opfer gefällt, das keine Früchte zeitigt für seine Menschen —“

„Der Propst Kreß — er ist ja Euer Oheim,“ fuhr Anna fort, „hat mir auch abgeredet — aber ohne ihn und Isolde wäre mir doch nur die Wahl geblieben, entweder den Schleier zu nehmen oder die Hand

des Rathsherrn Löffelholz. — Isolde hat es klug zu wenden gewußt, um meinetwillen ging sie im Dunkeln zu dem Propst — wißt Ihr es von ihm?"

Ulrich schüttelte sanft sein wallendes Haar — er konnte nicht antworten — er hörte nur noch.

„Sie bat ihn um sein Vermittleramt — und dann bekam er einen Gast auf die Nacht — sie konnte nicht anders wieder heim als durch's Fenster — wenn ihr solch' ein Wagniß mißlungen wäre —"

Jetzt fiel es wie ein Schleier von Ulrich's Seele — jeder Schatten war nun mit Eins für ihn verschwunden von Isolden's Bilde — er hörte nicht mehr wie Anna noch hinzufügte: „Ich sage das, damit es Wolfstein vielleicht durch Euch erfährt und Ihr nicht mehr mißtraut" — er sah nun Isolde, die eben jetzt wieder in die Thür trat, wie von einer Glorie umflossen — er mußte ihr wenigstens ein Geständniß machen, wenn auch keines, das sie hätte verletzen können.

„Ihr floht vor mir," sagte er, „ich war des Propstes Gast — ich sah Euch — sah Euch wie den Genius dieser Stadt, als ich in ihr zu rasten das erste gastliche Haus betrat — aber wie ein hohes Traumbild ward er mir entschwebt."

Isolde legte ihre Hand in seine ausgestreckte — sie dachte, sie könne ruhig bleiben — und all' ihre Nerven

zuckten, ihre Pulse pochten bei dieser Berührung, dieser Erklärung — sie schlug die Augen nieder und hob sie langsam wieder auf — das war nicht der Schein der Lichter und der Gluth des Kamins, der, auf sie fallend, sie wie eine Verklärte erscheinen ließ — und Ulrich stand ihr gegenüber, halb gebeugt wie ein Büßender, halb gehoben wie ein Triumphator — keines hätte in Worte zu sagen vermocht noch gewagt, was es empfand — wäre nicht Anna's Gegenwart gewesen — vielleicht wäre Isolde an diese Männerbrust gesunken und hätte bekannt: unser erstes Begegnen war ein Flüchten und Verkennen, unser zweites ein Zürnen und Erkennen — und nun muß es doch ein Bekennen sein, daß uns der Himmel selbst zusammenführte — aber besser, diese krampfhaft in einander gelegten Hände hielten ein Geständniß zurück, das ein sie jetzt beseligendes Gefühl zu einem drückenden Verbrechen machte.

Anna verstand dies Schweigen nicht ganz — aber auch sie schwieg wie vor einem heiligen Mysterium. Wie hätte sie anders gekonnt? nie hatte ja die mehrere Jahre ältere Schwester geliebt, wie sie Wilhelm liebte — Isolde war ja viel zu kalt, zu stolz, zu hochfliegend und zu groß, um ihr Herz von der Liebe gefangen nehmen zu lassen — vielleicht ein ruhmgekrön-

ter Held, ein edler Fürst, irgend ein Großer oder Heiliger der Zeit hätte diese kühne Seele zu fesseln vermocht — aber ein armer Baubruder — der ja kaum einen Namen, nur ein Zeichen hatte für seine Werke, die nur den Ruhm seiner Genossenschaft, nicht aber den seinen verkündeten — was konnte der für eine Isolde sein?

„Hörtet Ihr nichts?“ sagte Anna nach einer Weile, aufgeschreckt von einem wüsten Geschrei, das von Unten herauf klang.

Isolde öffnete die Thür — es war nur ein Tusch im Speisesaal, den Gebrüll und Gelächter begleitet hatte.

„Ich fürchte,“ sagte Ulrich, „wenn Se. Hochwürden auch herauf kommt, wird er nicht in der Stimmung sein, mich noch zu empfangen und meinen Bitten Gehör zu geben.“

„Vielleicht gerade,“ sagte Anna lächelnd, „an sich schon großmüthige Männer macht der Wein ja noch großmüthiger.“

„Es widerstrebte mir doch, das zu benutzen,“ sagte Ulrich, „obwohl ich nicht für mich, sondern nur für Andere zu bitten komme.“

„So sagt es uns!“ rief Anna; „Dienst um Dienst — der Bischof ist uns gnädig und rechnet darauf,

Isolden's gelehrten Ruf noch durch sein besonderes Gespräch zu prüfen."

„Könnt Ihr mir vertrauen?" fragte Isolde mit dem ganzen Zauber sanfter Weiblichkeit.

„Wenn es nicht zu viel ist, womit ich Euch behellige?"

„Fragten wir Euch auch so — als wir Eure Dienste — nicht für Andere, sondern für uns selbst begehrten?"

„Ein junger Priester bittet durch mich um Vergebung für ketzerische Reden, die er geführt — Jauernberg bittet um Begnadigung durch die Fürsprache des Bischofs — der Nachrichter um die Erlaubniß in der Fasten zur Absolution gehen zu dürfen, gleich andern Christen, — nicht wahr, das sind keine Aufträge für sanfte Jungfrauenlippen?" fügte er hinzu, da er sah, wie die Mädchen schauderten.

„Vielleicht wird sie dann der Bischof um so eher gewähren!" sagte Isolde, schnell wieder gesammelt und groß sich aufrichtend, „aber wie kommt Ihr zu dem Allen?"

„Euch vertrau' ich — Niemanden sonst mag ich dies Alles sagen — und ja, Ihr seid auch die würdigsten Fürsprecherinnen, die unabhängigsten! Ihr seht nur Alles an vom Standpunkt weiblicher Milde —

edle Frauen sind immer die Heiligen, die noch auf Erden wandeln, für die rauhen Sünden der Menschen bittend, — auch ein Wort zu viel wird Euch nicht zum Verbrechen angerechnet — den Propst möcht' ich nicht mit dieser Fürsprache belasten — er möchte vielleicht abschlagen, was der Bischof doch gewähren kann —" so sprach Ulrich und erzählte zuerst, wie er dazu gekommen, eine Gesandtschaft des Nachrichters zu übernehmen, und wie er so vor dessen Betreten das Haus des Schultheißen bewahren wolle — dann sprach er von Jauernberg — der hatte, wie er an der Bewegung in der Stadt auf etwas Außerordentliches geschlossen, und darauf von einem Stockknecht erfahren hatte, daß der Bischof von Bamberg erwartet würde und die Heilthümer ausgestellt wären, um einen Geistlichen gebeten ihm zu beichten — man hatte ihm dann auch den Pater Cyprianus gesandt, der in St. Lorenz Hilfsgeistlicher ist — er hatte den Priester gebeichtet — aber dann hatte er auch die helfende Menschenhand gefaßt und ihn gebeten, sich entweder selbst bei dem Bischof zu verwenden, daß durch diesen und ihm zu Ehren an solchem Festtag er freigegeben würde, oder daß er durch mich oder Euch dies thun lasse, da er wußte, daß wir Zeugen waren in seinem Prozeß, und ja doch nach Pflicht und Gewissen zu seinen Gun-

sten sprechen mußten. Wird er aber entlassen, so ist damit auch jede Gefahr für Wolfstein vorüber."

„Der Bischof muß das thun!" rief Anna entzückt.

Isolde sagte bedenklicher: „Versucht muß es werden. Aber Euer ketzerischer Priester?"

„Ich kann keinen Namen nennen," antwortete Ulrich, „er ist mit einem Waldenser in Berührung gekommen und durch ihn irre geworden in seinem Glauben — manche Mißbräuche, die er in den Klöstern eingerissen gefunden — Ihr kennt sie so gut wie ich — haben ihn noch mehr in seinen Zweifeln bestärkt — er kann seitdem keine Ruhe finden, und da der Bischof ein Mann der Aufklärung und Wissenschaft, so bittet er ihn um Gehör, daß er ihm Belehrung ertheile und Absolution."

„Und diesen Priester nanntet Ihr Euren Freund?" sagte Isolde forschend.

„Sagt' ich so?" fragte Ulrich; „ich nehm' es nicht zurück — sink' ich dadurch bei Euch?"

Isolde stand auf und reichte ihm noch einmal die Hand: „Selbst der Zweifler, der irren kann im Suchen nach der Wahrheit und dem Lichte steht mir höher als jene Mehrzahl unserer Priesterschaft, die im Sündendienst die heiligsten Gelübde verletzt — und nichts dabei empfindet!"

Ulrich's Augen leuchteten — er war nahe daran vor diesem Ausspruch sein Knie zu beugen, wie er nur am Altar that — doch zog er den Fuß wieder zurück und sagte nur: „So lass' ich Alles getrost in Eurer hohen Hand! Ich danke Euch für diese Stunde — ich habe noch nie eine solche erlebt!"

„Aber Ihr selbst?" sagte Isolde in steigender Bewegung, „wann kommt Ihr wieder — zum Bischof, der ja nach Euch sandte?"

„Ihr seht und sagtet selbst, daß er heute nicht zu sprechen ist, wo er mich her bestellte — die Antwort hole ich mir morgen nach eilf Uhr in unserer Mittagszeit — will mir der Bischof die Gunst erweisen mich zu sprechen, so entbindet mich sein Ruf auch von der Arbeit."

Nun noch ein kurzes Abschiedswort, dann ging er, die andere Treppe bedeutete ihm Isolde.

Wie seine Tritte verhallt waren, warf sie sich erschüttert in Anna's Arme — dennoch verstand das liebende Mädchen dies stumme schwesterliche Geständniß nicht.

Als Ulrich die zweite Treppe hinab war, hörte er unten einen Wortwechsel von Stimmen, die er schon einmal gehört — heute erst —

„Wenn ich Euch nicht kennen soll — so kennt mich auch nicht!“

„Ein Pakt mit Euch!“

„Die Noth gebietet's!“

Darauf ein schrecklicher weiblicher Schrei; — als Ulrich auf den letzten Stufen stand, stürzte eine Gestalt in Mönchskutte und Kaputze auf ihn zu und klammerte sich an seinen Arm, glühende Feueraugen starrten ihn an aus einem verhüllten Gesicht — das unmöglich das eines Mönches sein konnte.

Dieser Schrei rief die Diener und ihre Gäste herbei.

Ulrich schüttelte den Mönch von sich ab und sagte: „Seiner Hochwürden ertheilt heute Niemanden mehr Audienz.“

Zwischen der Hausthüre stand eine riesenhafte, in einen langen schwarzen Mantel gehüllte Männergestalt, die jetzt nach der Straße verschwand.

„Wer schrie so, war das nicht ein Frauenzimmer?“ fragte ein Diener.

„Ihr hattet freilich Audienz bei dem schönen Fräulein“ — flüsterte die Person im Mönchskleide in Ulrich's Ohr — „ei, diese tugendhaften Patrizierinnen —“

Ulrich war es einen Augenblick, als drehe sich

Alles mit ihm — „Jetzt kenne ich Euch!“ knirschte er leise.

„Sagt es nur — und man wird es rühmend anerkennen, was ein Baubruder für Bekanntschaften hat — die Schultheißentochter, mich und den dort, der eben ging, Euern guten Freund, der Nachrichter — der Raubritter und der Ketzerpriester kommen auch dazu!“ Das war im Murmelton gesprochen — nur für Ulrich vernehmlich.

„Dich schützt nur dein Geschlecht!“ gab Ulrich zur Antwort, seine Wuth bezähmend — und eilte hinaus.

Gerhaus Storch taumelte ihm nach — dann wieder dieser Schrei — der Nachrichter stand noch vor der Thür — sie floh nach der andern Seite, als welche Ulrich gegangen.

„Was hatten nur die Beiden?“ fragten sich die Diener unter einander und brachten es doch zu keiner Erklärung.

IV.

Gewährung.

Der Schenk von Limburg, Bischof von Bamberg, hatte sich wirklich den Nürnbergern als ein außerordentlich gnädiger, gütiger und freisinniger Herr bewiesen. Nicht umsonst hatte der Ruf ihn als einen Mann bezeichnet, der auf der Höhe seiner Zeit stünde und für den Nürnberg daher so recht als der passende Ort erschien, sich ohne Zwang in seiner leutseligen und vorurtheilsfreien Art zu geben.

Wie Ehrfurcht gebietend, ein echter Priester, war er in der Kirche aufgetreten — wie fröhlich mit den Fröhlichen hatte er sich bei den Festtafeln gezeigt — wie ehrend hatte er alle Gelehrte, Künstler und Gewerbtreibende beachtet und viele mit Aufträge bedacht — wie gnädig hatte er alle Hülfesuchenden vor sich gelassen und ihnen gewährt was sie begehrten. Ja hierin, fand mindestens die Hälfte des Rathes und

der Bürgerschaft, habe er das rechte Maß überschritten. Daß er den Nürnbergern erlaubt, auch in der nächsten Fastenzeit wöchentlich zweimal Fleisch zu essen, das ließ man sich wohl gefallen, daß er dem Nachrichter erlaubt in derselben Zeit mit zum heiligen Abendmahl zu gehen war schon sehr bedenklich — aber daß er sich selbst auch für den verhaßten Ritter von Jauernberg verwendet und endlich gar verbürgt hatte, wenn man ihn freigebe — das überschritt bei den Nürnbergern denn doch das Maß der Großmuth. Aber was konnten sie Anderes thun als ihm zu Willen sein, da es fast die einzige Forderung war, die er an sie stellte und da ja noch nicht genug gegen den Ritter vorlag, um ihn in einem hochrathpeinlichen Prozeß nach Wunsch zu Galgen und Rad zu verurtheilen und zur Hinrichtung durch das Schwert zu begnadigen? Man gab dem Willen des Bischofs nach und schlug seiner Gegenwart zu Ehren diesen und noch manchen andern Prozeß nieder, begnadigte Jauernberg, hieß ihn aber die Stadt und deren Gebiet in einem Umkreis von fünf Meilen vermeiden auf ewige Zeiten; dafern er sich aber wieder daselbst betreten ließe, würde man ihn betrachten als Einen, über den der Bann ausgesprochen sei und ihn danach behandeln. Niemand wußte wie Jauernberg zu solcher Gnade bei

dem Bischof kam — und hätte der Rath, ja der Schultheiß selbst ahnen können, daß es seine Tochter war, die sie bewirkte — man hätte doch vielleicht sich beikommen lassen, wenigstens hierbei auch dem hohen Würdenträger der Kirche nicht zu willfahren. Daß noch weiter die Rede ging, er habe selbst die Beichte des ketzerischen Priesters gehört und ihm dennoch Absolution ertheilt, dem wußte man nicht genau auf den Grund zu kommen — aber das schien immer noch unverfänglicher für die Nürnberger als die Begnadigung des Ritters — denn mit der Kirche lebten sie in ihrer Art auf einem harmlosen Fuß von Unabhängigkeit, daß sie es auch in einem solchen Falle nicht so genau nahmen mit ihren Dienern. Nur da heischten sie Strenge, wo das Leben derselben ein öffentliches Aergerniß gab oder dem Umgeld der Stadt Eintracht geschah, wie z. B. dabei, daß in einigen Klöstern Wein und Bier geschenkt ward, worunter das Monopol des Rathes litt. Sonst mochten es die Geistlichen treiben wie sie es wollten, der Rath kümmerte sich nicht um sie und wünschte auch, daß sie sich nicht zu sehr um ihn kümmern möchten.

In der That war Isolde die Seele eines Theiles der bischöflichen Gnadenerlasse gewesen. An jenem Abend hatte sie allerdings nicht wagen mögen den

Bischof noch zu sprechen, aber am andern Morgen, da sie wußte, daß er bereit war Audienz zu ertheilen, hatte auch sie sich bei ihm melden lassen — und wem hätte er lieber vor sich lassen mögen denn sie?

Der Bischof war nicht unempfänglich für Frauenschönheit — noch höher schätzte er aber das Gemüth des Weibes, wenn edle Bildung und Schwungkraft des Geistes sich damit paarte. Die Welt, die gerade damals, wo aus dem Kloster- und Mönchsleben oft genug wenig erbauliche Dinge zum Vorschein kamen, allen üblen Gerüchten Glauben lieh, wußte von ihm durchaus nichts zu sagen, das nicht mit seiner priesterlichen Würde sich vertragen hätte. Das war das beste Zeugniß, was es für ihn geben konnte. So durfte auch Isolde wagen ihn Alles vorzutragen was sie übernommen hatte.

Der Bischof schüttelte freilich mehr als einmal bedenklich den Kopf und dachte bei sich: Am Ende hat die Schultheißin doch auch ein wenig recht: es ist eine wunderliche Heilige! hat doch schon manche schöne Jungfrau, manches gelehrte Frauenzimmer Rath und Hilfe bei mir gesucht — aber für den Nachrichter, für einen ketzerischen Priester hat noch keine zu bitten gewagt — für einen gefangenen Ritter — das läßt sich noch hören — gleichwohl gerieth sie in

Zorn als ich ihn für ihren Ritter hielt und nahm es für eine Beleidigung, daß ich dachte, sie könne für einen so wüsten Gesellen etwas empfinden! ja, sie fragte: dann glaube ich wohl auch, daß sie den Nachrichter liebe?

Aber wenn sie ihm vertraue, hatte der Bischof weiter gefragt, warum denke sie nur an Andere und nicht an sich — könne er ihr nicht auch einen Dienst erweisen? — Da hatte sie ihm auch Anna's Liebe zu Wolfstein gestanden und wie sie nur um seinetwillen Jauernberg's Begnadigung wünsche — und ihn gefleht, wenn er etwas über Wolfstein's Vater oder sonst vermöge zu Anna's Gunsten zu wirken.

— Aber das war ja immer nur für die Schwester und nicht für sich selbst?

„So verspart mir Eure Gnade bis ich sie bedarf!" hatte Isolde gesagt, „ich ahne, diese Gelegenheit kommt früher oder später — und dann weiß ich ja, wo die hohe priesterliche Hand zu finden ist, die lieber zum Segen sich senkt als zum Fluch erhebt!"

Dann war Ulrich zur bestimmten Stunde gekommen und vorgelassen worden. Wie schon bei Besichtigung der Lorenzkirche und früher in Regensburg hatte ihm der Bischof auf's Neue seine Huld zu erkennen gegeben, ihm dann gesagt, daß er schon auf alle seine

Anliegen vorbereitet sei, den sich selbst verklagenden Priester erwarte er am nächsten Morgen.

Aber die Leute mehrten sich, die den hochwürdigen Herrn zu sprechen wünschten, schon war das Vorzimmer mit Wartenden gefüllt — der Bischof hieß Ulrich in das Nebengemach treten und sagte lächelnd, er werde dort das Weitere von seinem neuen Geheimsekretär erfahren — nicht lange war er dort allein, so trat Isolde bei ihm ein, die der Bischof noch einmal hatte hieher entbieten lassen.

Wieder waren sie allein — hocherröthend stand Isolde vor ihm und wiederholte kurz, was der Bischof gesagt hatte.

Ulrich hatte innige Worte des Dankes für sie — die sie von sich doch ablehnte und dem Bischof zu bringen versprach — die höhnenden Worte, die gestern Gerhaus im Mönchsgewande zu ihm gesprochen hatte, drückten gerade jetzt mit erneuerter Kraft auf ihn gleich einem Alp — wenn dies Wort sich im Hause weiter gesprochen hatte — weiter in die Straße — in die Welt hinaus — wenn es Isolden's häuslichen Frieden noch mehr zerstörte, ihren makellosen Ruf vergiftete, wenn es ihn selbst verdächtigen könne! Weiter dachte er vorerst noch nicht — der Reinheit seiner Empfindungen war er sich bewußt — und wenn es

dem Bischofe selbst, wenn es andern Geistlichen, die nicht im Kloster das Mönchsgelübde abgelegt hatten, vergönnt war die Verehrung edler Frauen hinzunehmen, durch sie doppelt Gutes und Großes zu wirken und in ihrem Umgang sich zu veredeln und zu erheben — warum sollte der Baubruder nicht dürfen — was der göttliche Meister ja selbst gethan? Auf Sittenreinheit hielten die Gebräuche der Baubrüderschaft und keiner wahrte sie besser als Ulrich — aber wenn er mit dieser hohen Jungfrau zusammenkam, nicht um sich zu ergötzen, sondern um Gutes zu wirken — wer durfte es wagen ihn darum zu verketzern? War sie nicht selbst eine Förderin der Kunst — und hatte nicht einst am Münster zu Straßburg auch eine Jungfrau — Sabina — mitgebaut und mit ihren reinen Händen das Werk am würdigsten verherrlichen helfen? Seit gestern, wo auch der letzte Schatten von Isolden's Bilde durch ihre eigenen Worte vor Ulrich's Augen gesunken war und er sich selbst nur Vorwürfe machen konnte, daß er je einen solchen daran gesehen, war seine Verehrung für sie in einem Grade gewachsen, der, er fühlte es selbst, kein höheres Wachsthum mehr zuließ! Wie hätte er kämpfen mögen gegen ein Gefühl, das sie zu einer Heiligen machte und ihn selbst heiligte? Und daß doch ein Geschöpf wie Ger=

haus schon gemeinen Spott damit treiben konnte! Er hatte sie nicht allein bei dem Einzug des Bischofs, sondern früher bei Dürer als Modell und an der Brücke in ihrem Krämlein gesehen und konnte sie zu den verrufenen Dirnen zählen, an denen Nürnberg so reich war. So auch nur konnte er sich ihr Herumschleichen im Abenddunkel in diesem Hause erklären. Freilich ward er dadurch wieder irre durch ihre Verkleidung — vielleicht war das aber nur gewöhnliche Vorsicht, um nicht weggewiesen zu werden. Hatte sie ihn nun nur gesehen oder hatte sie belauscht was er mit den Schwestern gesprochen? wie sollte er das erfahren, wie das Unheil verhüten, das, wenn sie wollte, vielleicht daraus entstehen konnte?

Wie es ihm schien — und wie es in der That war, hatte Isolde von dem Auftritt bei seinem Fortgange nichts gehört — wie hätte er auch davon sprechen mögen? Er hörte nur, in bescheidener Entfernung vor ihr stehend, obwohl sie ihn zum Sitzen eingeladen, was ihm der Bischof durch sie verkündigen ließ — nicht mehr wie eine stolze Herrin — sie stand ihm gegenüber wie die Freundin einem treubewährten Freunde — nach kurzem Weilen riß sich Ulrich los — seit gestern war ihm als trügen Engelsfittiche seine Seele — mit leuchtenden Augen ging er durch die

Straßen, so freundlich und erhaben zugleich waren ihm diese Gebäude noch nie erschienen, noch nie diese Kirchen so majestätisch, diese plätschernden Brunnen so zierlich und beredt, noch nie hatte er es so recht lebendig gefühlt, daß für ihn nirgends gut sein wäre, denn in Nürnberg.

So ging er begeistert wieder an seine Arbeit und meißelte am Hochbild eines Globus, der auf Martin Behaim's Denkmal nicht fehlen durfte, der den ersten zu Stande gebracht und seiner Vaterstadt geschenkt hatte. Eine neue Seite der Erde hatte sich aus der alten Dunkelheit hervor zum Licht gerungen — eine Binde war plötzlich gefallen vom Auge der Menschheit — und es war Ulrich, als könne so noch immer eine fallen nach der andern — — als könne so im unaufhaltsamen Wirbellauf die ganze Erde immer mehr dem Lichte zu sich wenden.

Es war einige Tage später, als er in stiller Abendstunde mit dem Pater Crescentius in dessen Gemach saß und ähnliche Gedanken und Empfindungen mit ihm tauschte. Diesen jungen Priester hatte er nicht erst hier und in St. Lorenz kennen gelernt, wo er vikarirte, sondern schon in Italien, wo er im Auftrag der Kirche reiste. Auf der Wanderschaft war es gewesen. Ulrich war allein im Abenddunkel durch einen

sumpfigen Wald gegangen — menschliches Stöhnen hatte seine Aufmerksamkeit erregt — er hatte gerufen — gesucht — wieder gerufen — es war endlich eine Antwort erfolgt, ein „Hier!“ das wie das letzte Röcheln eines Sterbenden klang — Ulrich hatte jetzt weiter getappt durch die Waldnacht, gehalten von Zweig zu Zweig, denn ihm schwand der Boden mehr und mehr unter den Füßen, und er konnte wohl annehmen, daß hier ein Mensch daran sei, im Sumpfe zu versinken — konnte er ihn retten und war es nicht das Wahrscheinlichere, daß er sein Loos nur theilen müsse? Aber das eigene Leben kam bei ihm wenig in Frage wo ein anderes nach Rettung seufzte — der Versuch dazu mußte wenigstens gemacht werden — so lang es ging hielt sich Ulrich an den Bäumen — dann warf er einen umgebrochenen Stamm vor sich hin, der Stelle zu, wo der Versinkende stöhnte — der Stamm war nur da und dort vom Schlamm bedeckt — so zeigte sich, daß der Sumpf nur einzelne tiefe Stellen hatte. Ulrich konnte vorwärts wandeln wie auf einer schwankenden Brücke — sein Schwert streckte er in die Hand des Unglücklichen, der es als Rettungsanker faßte. Es gelang damit ihn nahe zu dem Stamm zu ziehen — nun riß ihn Ulrich vollends mit der Kraft seiner Arme empor und führte den Ge-

retteten mit sich in die Hütte eines Einsiedlers, deren Licht nicht allzuferne ihnen tröstlich winkte. Ein freundlicher Greis hieß sie darin willkommen — der fromme Mann hatte sich hieher gerade zurückgezogen, nicht allein um sich selbst vor den Lockungen der Menschenwelt zu bewahren und unter Gebet und Kasteiung dem Herrn zu dienen, sondern um dabei auch den Menschen zu nützen — den Wanderern, die diesen für den Unkundigen gefahrvollen Weg ziehen mußten, diente er als Führer. Dem Retter wie den Geretteten bot er ein schützendes Obdach bis der Morgen ihnen gestattete unter seiner Leitung weiter zu wandeln.

Der Gerettete war ein junger Priester, der eben erst die Weihe empfangen hatte. In demselben Benediktinerkloster bei Nürnberg, in dem Ulrich seinen Vater wiedergefunden und zurückgelassen hatte, war er auferzogen worden, wer seine eigenen Eltern waren, hatte er nie erfahren. Man nannte ihn Crescentius. Es war damals eben dem Knabenalter entwachsen gewesen als Ulrich in jenem Kloster am Sakramentshäuslein der Kirche arbeitete — und so gab es für Beide eine Menge von Berührungspunkten, die sie einander nahe brachten. Vielleicht war eben damals auch in Crescentius der Wunsch entstanden als Weltgeistlicher das Kloster zu verlassen oder doch ein Pre-

digermönch zu werden, und der Prior hatte dazu seine Einwilligung gegeben. Jetzt hatte man sich seiner als Boten zu einer Sendung nach Rom bedient, er hatte sie erfüllt und war auf dem Rückwege nach Deutschland begriffen. Bis nach Venedig reiste er mit dem Baubruder. Dort trennten sie sich, weil Ulrich länger daselbst weilte, Crescentius aber zu einer festgesetzten Zeit wieder in Nürnberg erwartet wurde.

Jahre waren seitdem vergangen. Als Crescentius Ulrich's Anwesenheit erfuhr — zufällig durch den Propst Kreß, dessen Hilfsgeistlicher er war, eilte er ihn wiederzusehen. Aber es war eine solche Veränderung mit ihm vorgegangen, daß ihn Ulrich kaum wieder erkannte.

„Ihr fandet mich damals in einen Sumpf und rettetet mich aus ihm!" sagte er, da sich Ulrich's Theilnahme über sein verkümmertes, krankhaftes Aussehen nicht verbergen ließ, „hättet ihr mich lieber darin umkommen lassen! Ich stecke jetzt in einem andern, aus dem auch Euer Arm zu schwach sein möchte, mich zu heben!"

Ulrich erschrak und mehr und mehr als der junge Mann ihm das Gemälde einer zweifelnden und fast verzweifelnden Seele enthüllte. Die in der Kirche eingerissenen Mißbräuche, der weltliche Sinn der

meisten Priester wie der Laien hatten ihn irre in seinem Berufe gemacht — er glaubte dies am ersten dem Baubruder gestehen zu können, von dessen freisinniger Auffassung des Christenthums er die besten Zeugnisse hatte, kannte er doch ein „Wahrzeichen" Ulrich's, wie es damals so manche gab, die aus jenen finster gescholtenen Zeiten bis auf uns gekommen sind an den schönsten gothischen Kirchen und Bauten: ein jüngstes Gericht, wo die Armen und Niedrigen von Engeln zu Gottes Thron emporgeführt werden, indeß auf der andern Seite Teufel die Vornehmen, Fürsten und Kaiser, Mönche und Nonnen, ja den Papst selbst zur Hölle hinabstürzen. Wußte Crescentius doch, daß Ulrich solche Wahrzeichen da und dort hinterlassen hatte, um, wie er selbst sagte: „der Welt zu verkünden, daß die Baubrüder Diener sind der göttlichen Kunst, Diener des Höchsten, dessen Tempel wir bauen, aber nicht blinde Werkzeuge dieser Menschen, die sich selbst Kirchendiener nennen, aber zumeist nur sich selbst dienen; daß unser Hohenpriesterthum der Kunst ein höheres ist, denn das der Kirche und daß wir freie Maurer sind, nicht arbeitende Knechte!" Einem Gefährten, der auf solch' einer Stufe stand, konnte er schon gestehen, was noch nicht über seine Lippen gekommen war. Er hatte es noch keinem andern Geist-

lichen gebeichtet — er wußte, sie würden ihn nicht verstehen und nur ein strenges Gericht über ihn verhängen, das ihn verdammte, aber nicht widerlegte, noch weniger erlöste.

Ulrich wies ihn an den Bischof Georg von Bamberg. Die Baubrüder, die eben die Kunst als ein Höheres betrachteten, denn die Kirche und von dem Grundsatze, daß die Kunst der Kirche dienen solle, zu dem umgekehrten gekommen waren, daß die Kirche der Kunst diene, daß sie sich in alle Künste zu vereinigen habe zu einem Ganzen und so eigentlich nur das Fundament sei, aber nicht allein der Zweck. Wenn die Geheimlehre der Baubrüder zunächst auch nur auf ihre Kunst sich bezog, sich allein weiter erbte von Mund zu Mund inmitten ihres Bundes, wenn das Mysterium ihrer Formen und Zeichensprache zunächst auch keinen andern Zweck hatte als Plan und Ausführung ihrer Art zu bauen unter sich zu bewahren und vor einem Uebergehen in die Hände der Profanen, der Handwerker und Pfuscher zu sichern, so setzten sich doch mit der Zeit für Diejenigen, welche die höheren Grade oder die Meisterschaft selbst erreichten, an die Symbole der Gothik noch besondere Begriffe fest, durch die sie sich in vielen Stücken über die Anschauungen ihrer Zeitgenossen erhoben. Das größte

Verbrechen, welches es für einen Baubruder gab, war etwas von dieser Geheimlehre zu verrathen, mochte sie nun das technische oder das höhere geistige Element betreffen — und mochte für Ulrich die Versuchung noch so mächtig sein um jeden Preis einer irrenden, sich quälenden Seele Trost und Rath zu bringen — wie konnte sie auch nur bis dahin reichen, auch nur den Schatten eines Verrathes von ihm zu veranlassen.

So wies er den in seinen Zweifeln Hülfe Suchenden an den Bischof, den er als den mildesten Richter kannte, da er ihn erhaben wußte sowohl über die dumpfen Vorurtheile wie über die geistige Zerfallenheit seiner Zeitgenossen.

Aber Crescentius war auch derselbe Priester, dem Jauernberg gebeichtet hatte.

Die erste Pflicht eines Priesters ist: das Beichtgeheimniß nicht zu verrathen. Was er von Jauernberg vernommen, wälzte sich wie ein Alp auf seine Seele, eine neue Last zu den Centnern, die schon darauf drückten. Er mußte sie schweigend mit sich schleppen, mußte bitten für den Verbrecher, der Reue und Buße zeigte und Sühne gelobt hatte. Wenn er frei kam, wollte er eine Kapelle stiften auf seinem Grund und Boden, der an den Reichsforst grenzte — die

Kirche durfte ein solches Anerbieten nicht von sich weisen. Das allein durft' er dem Bischof sagen und Jauernberg's Gnadengesuch ihm überbringen.

Darauf hatte der Bischof die nöthigen Schritte bei dem Rathe gethan, und wenn auch widerstrebend, hatte man ihm doch gewillfahrt.

Das aber wußte Niemand als Ulrich, wer der ketzerische Priester war, von dem die Sage ging, daß ihm der Bischof Absolution ertheilt habe.

V.

Im Klarakloster.

Ostern war nahe — im Klarakloster hatten sie eben zum Ave-Maria geläutet.

Zu ihm lenkten zwei weibliche Gestalten ihre Schritte, am sichern stolzen Gange und der reichen, wenn auch einfach dunklen, doch gewählten Kleidung konnte man die edle Patrizierin erkennen. Neben ihr in Trauerkleidern und mehr bürgerlicher Tracht ging ein junges Mädchen mit niedergeschlagenen Augen, zuweilen fast unsicher schwankend.

Immer zögernder ward der Gang dieser dichtverschleierten Jungfrau, je mehr sie sich der Pforte des Klosters näherte. Wohnt hinter diesen Mauern wirklich der Friede und die Ruhe — oder die Tirannei und ihre Qual? der Himmel oder die Hölle? werden sie mir nur zur Schutzwehr dienen oder mich begraben? ein Rettungshafen sein oder ein Kerker? Immer stär-

ker pochte ihr Herz, und da jetzt ihre Führerin, die hier in Allem Bescheid zu wissen schien, gebieterisch die Klingel zog, war es ihr als müsse sie die Hand ergreifen und zurückfliehen.

Das Thor sprang auf — geöffnet wie von Geisterhänden — die Beiden traten ein — im Nu schloß es sich wieder hinter ihnen — mitten aus dem lebensprudelnden geschäftigen Nürnberg heraus waren sie in eine andere Welt getreten — in eine Welt, in der Alles leer schien, öde, erstarrt.

Sie standen in einem ziemlich weiten, hochgewölbten Thorweg — das Licht in denselben fiel allein durch das gegenüberliegende zweite Thor, von Eisen kunstreich gegossen, auf jene perspektivische Art, durch die es sich weit zurück, gleich einem Kreuzgang, zu wölben und zu dehnen schien, fast glich es auch einem Netz, in dem man sich fangen konnte — dahinter lag ein achteckiger, von den Klostergebäuden rings umgebener Hof — der Schnee, der draußen schon überall geschmolzen, hatte in diesem kellerartigen Raum noch eine Zuflucht gefunden — er leuchtete weiß und hell durch das Gitterthor — ein schon beängstetes Gemüth wie das der jüngeren Eingetretenen konnte darin ein weißes Bahrtuch sehen in einen steinernen Sarg gebreitet.

Die Pförtnerin mit einem halb neugierigen, halb abgehärteten Gesicht, das viele Runzeln zeigte, erschien erst hinter diesem zweiten Thor.

„Ihr seid es, Jungfrau Isolde," sagte sie zu der Kommenden, ich öffne gleich — Ihr tretet doch ein — aber wen bringt Ihr da mit Euch?"

„Eine Schutz suchende Waise, Jerta Echter," sagte Isolde, „ich bürge für sie — meldet mich der hochwürdigen Aebtissin, der edlen Charitas Pirkheimer."

Die Pförtnerin hatte das zweite Thor geöffnet und sagte: „Ihr werdet Euch im Wartezimmer gedulden müssen, der hochwürdige Herr Propst, ihr edler Herr Bruder der kaiserliche Rath Pirkheimer und Herr Martin Geuder, der hochedle Bürgermeister, sind bei ihr im Sprachzimmer, da sie das Kloster inspiciren."

Die Beiden folgten der Vorangehenden über den Hof in den Kreuzgang; es war ein hohes Netzgewölbe, die birnförmige, aufwärts geschweifte Bogenform — die sogenannten Eselsrücken — war hier die herrschende, Zeitbogen an den Thüren und Fenstern, durch die das blasse Licht eines scheidenden Tages fiel, an dem nur einzelne lenzverkündende Sonnenstrahlen vergeblich mit der winterlichen Atmosphäre gerungen.

Die Pförtnerin plauderte zu Isolden leise weiter,

mit der sie vertraut war, da jene ihr Amt schon verwaltete, als diese im Kloster erzogen ward, dann Kostgängerin war und jetzt noch oft genug kam, die verehrte Aebtissin oder eine der andern Nonnen zu sprechen, denen diese Freiheit gestattet war. — „Der hochwohlweise Rath muß seine Nase in Alles stecken!" eiferte die Pförtnerin, „weil es jenseits der Pegnitz im Kloster Engelthal zugeht, als wären Wölfe in einen Schafstall gebrochen und hätten die Lämmlein halb gefressen, halb aber auch in reißende Wölfinnen verwandelt, weil es dort Aergerniß gibt nicht nur für die Kirche, sondern, was noch ärger ist, auch für die Laien, denkt nun der Nürnberger Rath, es könne bei uns Aehnliches vorkommen und schickt uns da eine Kommission in unsere stillen Räume, die sich bei uns umsehen soll, als gelte es ein Verbrecherhaus zu inspiciren. Aber es ist recht gut, da wird es doch offenbar vor den Leuten, die uns mit denen von Engelthal vergleichen wollen, daß uns da himmelschreiendes Unrecht geschehe — und unsere hochwürdige Priorin Charitas wird ihnen schon Respekt einzuflößen wissen, wie jung sie auch noch ist, und jeder schimpfliche Verdacht wird dem Rath für jetzt und künftig vergehen, so lange sie lebt und ihr Amt verwaltet."

Isolde sprach zur Begütigung der Erzürnten: Das

sei doch gewiß nur eine Form, die nicht umgangen werden könne, visitire man einmal alle Klöster, so dürfe man auch mit dem von St. Klara keine Ausnahme machen, ja, mehr Zartgefühl könne der Rath kaum beweisen und mehr Vertrauen zugleich, als daß er den Bruder und den Schwager der Aebtissin geschickt, ja beinahe wundere sie sich darüber, daß man nur zwei Verwandte dazu gewählt.

„Sie sind auch nicht allein gekommen," versetzte die Pförtnerin, „es sind noch zwei Herren vom Rathe dabei, Herr Martin Löffelholz und Herr Stephan Fütterer."

Jerta ward todtenblaß, klammerte sich ängstlich an Isolde und sah sich scheu nach allen Seiten um — einzelne Nonnen gingen mit stummen Gruß an ihnen vorüber. Sie trugen braune Gewänder mit eng anliegenden Aermeln, die Taille durch einen schwarzledernen Gurt bezeichnet, schwarze Kopfbinden und leichte weiße Schleier darüber, das Haar war verborgen, die Gesichter meist fahl und erstarrt, gleich unheimlichen Schemen wandelten sie durch den dunkler werdenden Kreuzgang dahin — Jerta schauerte zusammen wie im Fieberfrost.

Jetzt eilte auch Isolde in das Wartezimmer zu kommen: „Wir sind hier doch sicher vor einer Begeg-

nung mit der Kommission?" fragte sie die Pförtnerin, indem sie das weißgetünchte gewölbte Gemach betrat, das ein einziges hohes von Außen vergittertes Fenster in den Hofraum hatte.

„Sie sind schon hier gewesen und haben nichts mehr da zu suchen," antwortete die Pförtnerin entschieden.

„So meldet uns auch nicht früher als bis die Herren fort sind," sagte Isolde.

„Um Gottes Willen, nur meinen Namen nennt nicht!" rief Jerta mit bebender Stimme, und wickelte sich dann so fest in ihren Schleier, daß ihr Gesicht völlig unsichtbar ward.

Es währte nicht lange, so hörte man draußen im Kreuzgang Männertritte und Stimmen — von lauten, selten gehörten Tönen hallte das Gewölbe wider, Sporen und Degen klirrten über das Steingetäfel.

„Mir scheint, es sind Personen im Wartezimmer!" sagte eine Stimme, die Beide schnell erkannten — „da möchten wir doch noch einen Blick hineinwerfen, damit wir ganz unserer Schuldigkeit nachkommen."

Schnell schob die Pförtnerin innen den Riegel vor, ohne dabei ein Geräusch zu machen.

„Oeffnet!" befahl Löffelholz.

Eine weibliche Stimme — die zweite Pförtnerin,

welche die Herren geleitete, sagte: „Dazu habe ich weder einen Auftrag noch einen Schlüssel, mir ward befohlen Euch in den Hof hinaus zu geleiten!"

„Welche Antwort!" rief Löffelholz erhitzt.

„Sie thut nur, was ihres Amtes ist," sagte Pirkheimer — „ich dächte denn doch, auch Eure moralischen Grundsätze könnten befriedigt sein von Allem, was wir gesehen und gehört" — man hörte ein höhnisches Lächeln bei dieser Rede hindurch.

„Ich sagte es gleich, daß Ihr keine Stimme hier habt, weil Ihr parteilich seid!" sagte Löffelholz unwirsch.

„Herr Löffelholz!" rief eine dritte Männerstimme verweisend: „Wie könnt Ihr diese friedliche Stätte hier durch solche Worte stören wollen — wir waren ja schon in diesem Zimmer."

„Da war es leer — ich will auch thun was meines Amtes ist — ich durchstoße die Thür, wenn man sie nicht öffnet."

„So müssen wir denn darum bitten, damit dieser Herr nicht noch mit einer Verleumdung diese Schwelle besudeln und verlassen kann."

„Euch öffnen wir, Herr Pirkheimer, dem hochedlen Bruder unserer hochwürdigen Priorin, der uns bei ihr vertreten wird, wenn wir gezwungen etwas

thun, was über unsern Auftrag geht — nur um die Ruhe dieser heiligen Mauern nicht noch länger durch das lärmende Gebahren eines solchen Herrn gestört zu sehen." Mit diesen Worten hatte die Pförtnerin von Innen geöffnet und schoß aus ihrem noch fahler gewordenen Gesicht wüthende Blicke auf Löffelholz.

Isolde stand neben ihr an der Thür und sagte mit der kalten Gemessenheit, die ihr gegen Männer seines Schlages eigen war: „Ich bin es, Herr Löffelholz — Ihr werdet hoffentlich meine Anwesenheit hier nicht anstößig finden — ich wartete nur bis die Amtsgeschäfte vorüber, um mich der hochwürdigen Aebtissin melden zu lassen."

„Verzeiht," sagte der Bürgermeister, „daß wir Euch störten, dieses diensteifrige Rathsmitglied meinte früher nicht seine Schuldigkeit gethan zu haben —"

„Und ich muß auch jetzt noch nach der Gestalt fragen, die sich in jenem Winkel zu verstecken sucht" — sagte Löffelholz, vor innerem Aerger zitternd, daß er sich selbst nicht mehr bemeistern konnte.

Jetzt war auch Isolden's Mäßigung vorüber. — „Dies, Herr Löffelholz," sagte sie mit erhobener Stimme und einem von höhnischer Verachtung flammenden Blick auf den Angeredeten: „Dies ist eine Waise, die sich unter meinen Schutz begeben und einen

größeren als von mir von diesen heiligen Mauern erwartet gegen die Verfolgungen eines vornehmen und einflußreichen Wüstlings; um sie der edlen Charitas selbst zu empfehlen, hab' ich sie hierher begleitet — vielleicht findet Ihr selbst, daß es unzart wäre Namen zu nennen — doch bin ich bereit mich Euerm Befehl zu unterwerfen und sowohl ihren Namen zu nennen wie den ihres frechen Verfolgers!"

Löffelholz ward so grau-weiß wie die getünchte Wand des Gewölbes, er winkte abwehrend mit der Hand und sagte zu seinen Begleitern, von Isolde sich abkehrend: „Wenn Ihr befriedigt seid — ich bin es." Es schien ihm Mühe gemacht zu haben diese Worte hervorzubringen, so hörbar keuchte sein Athem noch.

„Wir waren es ja schon längst," antwortete Gender und grüßte höflich, zum Gehen winkend.

Pirkheimer konnte nicht ohne eine Artigkeit von Isolden scheiden: „Wer sich Euerm Schutz übergibt, der ist wohl aufgehoben, edle Jungfrau — Euch findet man nicht oft bei den Festlichkeiten, wo die Nürnbergerinnen sich ergötzen und selbst die Ergötzung der Männer sind, aber man trifft Euch dafür um so häufiger an den heiligen Stätten, in Kirchen und Klöstern, an allen Stätten, wo es zu wirken gilt im Dienste des Himmels, der Kunst und Wissenschaft oder der

leidenden Menschheit — ein Mädchen, das Ihr meiner Schwester zuführt, bedarf nicht noch einer andern Empfehlung, sonst hätte ich Euch gern die meinige angeboten. Wenn Ihr aber eines männlichen Beistandes oder Rathes vielleicht in derselben Angelegenheit bedürft, wie in jeder andern, so vergeßt nicht, daß ich in allen Stücken zu Euern Diensten bin."

„Das fehlte noch!" knirschte Löffelholz unhörbar in seinen Bart.

„Ich danke Euch," antwortete Isolde im Gegensatz zu ihrer vorigen harten Sprache mit dem sanftesten Schmelz ihrer Stimme, „Ihr wißt, daß es längst mein Stolz ist, Euch, die Zierde deutscher Wissenschaft, die Ehre unseres Nürnberg, den Freund des Kaisers auch meinen Freund zu nennen! ich zähle auf Euern mächtigen Beistand in jeder edlen Sache, und gewiß auch in dieser, wenn ich noch andern Beistandes bedarf!"

Pirkheimer's Antlitz strahlte — er war empfänglich für äußere Frauenschönheit, noch mehr für das geistige Wesen strebender und begabter Frauen — seit fünf Jahren war er Witwer, mit seiner Konstantia hatte er in der glücklichsten Ehe gelebt, und eben weil er sie nicht vergaß, vermißte er um so schmerzlicher zuweilen diese Verklärung seiner Häuslichkeit, die nur

von einem liebenden Weibe ausgehen konnte — wieder empfand er, wie schon oft, den ganzen Zauber von Isolden's Geist und Schönheit, und mußte sich gestehen, daß sie in Beiden weit seine verstorbene Gattin überstrahlte — die Freundschaft, die sie für seine Schwestern empfand, hatte sich längst auch auf ihn übertragen — ja, sie war in der letztern Zeit öfterer in sein Haus gekommen als sonst — und nun redete sie zu ihm so schmeichelhafte Worte — so bestrickt wie heute in diesem kurzen Augenblick unerwarteten Begegnens hatte er sich noch nie von ihrem Wesen gefühlt — „wer weiß, welch' einen Streich mir Amor gespielt hätte," sagte er dann zu sich selbst, „wäre ich mit ihr allein gewesen!" Jetzt blieb ihm nichts weiter übrig, als mit kurzen verbindlichen Worten und einem letzten Gruß von ihr zu scheiden.

Als die Pförtnerin das Wartezimmer verlassen hatte um die Angekommenen zu melden, faßte Jerta zitternd Isolden's Hand und sagte: „O Gott, was habt Ihr gemacht?"

„Einen Elenden zittern! was ist das weiter?" antwortete Isolde.

„Nun habt Ihr einen Feind — um meinetwillen."

„Nicht doch, das war er mir längst, und wißt Ihr

nicht am besten, daß man einen solchen Mann lieber zum Feind hat als zum Verehrer?“

Jerta konnte nur mit Thränen antworten — war doch seit Monaten kein Tag verflossen, an dem sie nicht die bittersten geweint!

Zuerst am Krankenbette ihres Vaters, schwebend zwischen den grauenvollen Eindrücken eines verheerenden Fiebers und bangen Ahnungen, hin und her geworfen von Furcht und Hoffnung; dann als sie an seinem Sterbebette stand, an seinem Sarge kniete zum letzten Lebewohl. Wohl war es ihr in all' dieser Angst und diesem Jammer ein Trost gewesen, daß jener Jüngling, Georg Glockendon, der sie einst auf der Langenbrücke von einem Zudringlichen befreit und dann heimbegleitet hatte, oft gekommen und auch von ihrem Vater, dem Plattner Echter, der einst den seinigen gekannt, willkommen geheißen war — aber vor dem Schmerz, einen Vater zu verlieren, konnte auch eine knospende Liebe nicht schützen! Dabei blieb auch immer jene Angst vor jenem Zudringlichen, dem Rathsherrn Löffelholz, die Georg in seiner eifersüchtigen, jugendfeurigen Besorgniß immer noch zu steigern suchte. Gerhaus Storch, die Augen und Ohren überall hatte — ihre ausgebreitete Bekanntschaft half ihr dazu — und die auch nicht so fern von der Plattnergasse

wohnte, daß sie nicht die niedliche Jerta selbst hätte von ferne kennen sollen, hatte mit eifersüchtigem Spähen bald erfahren, daß Löffelholz dem holden Kinde nachstellte, und daß Glockendon beim Plattnermeister aus und ein ging. Darum warnte sie diesen zuerst bei Dürer, und Georg hatte Ursache genug ihr zu glauben. Als Echter gestorben war, kam Löffelholz einige Tage darauf wieder seine Dienste anzubieten und die Bestellung der Harnische nun wirklich mit dem ersten Gesellen abzuschließen. Zum Vormund hatte ihr Vater einen Schlossermeister, Frohberg mit Namen, erwählt, den er als tüchtigen Werkmeister und sparsamen Mann kannte, und so für seine Kinder und sein Geschäft als den besten Vorsorger glaubte. Aber Frohberg's Geldliebe, die sich mit jenen Eigenschaften verband, machte ihn käuflich. Löffelholz hatte ihn bald bestochen und für seinen Zweck gewonnen. Er ging zwar im Hause des Plattners aus und ein, aber er fürchtete die Fäuste seiner Gesellen, wenn er zu sehr hätte merken lassen, warum er käme — er erschien allein in der Maske eines Freundes der Witwen und Waisen. Bald holte er auch heraus, daß Georg Glockendon, der öfter kam, ihm ein gefährlicher Nebenbuhler war — er warnte erst Jerta väterlich vor ihm, und da das nicht fruchten wollte, stellte er dem Vormund vor, daß die alte

Muhme, die Jerta bei sich hatte, nicht Schutzes genug sei für das jeder Verführung durch den „Malerburschen“ ausgesetzte Mädchen, und daß Frohberg sie selbst zu sich in das Haus nehmen müsse. War sie erst auf diese Weise von dem Maler getrennt und in das Haus des habsüchtigen Vormundes gebracht, so hoffte der Rathsherr leichtes Spiel bei ihr zu haben.

Inzwischen hatte Georg, von Gerhaus Storch, die als Wirthschaftsführerin seit Monaten bei Löffelholz lebte und etwas von diesen Plänen errieth, zu erneuerter Wachsamkeit aufgestachelt, sein übervolles Herz eines Abends vor Ulrich, seinem Mitbewohner, ausgeschüttet, von ihm einen Rath, eine Hülfe verlangt. Der Arme! er selbst war ausgeschlossen von dem Glück der Liebe — und die Liebenden kamen zu ihm, mit ihrem Vertrauen ihn quälend. Sie ahnten das in ihrer Befangenheit nicht! sie kannten die Reinheit seines Lebens, seinen hohen Sinn, die Begeisterung seines Schaffens! sie glaubten ihn erhaben über alltägliche Gefühle, über die stürmischen Regungen des Herzens, die verlangenden der Sinne, sie sahen den Heiligenschein der Kunst um sein Haupt und nahmen ihn fast wie ein überirdisches Wesen, die keusche Liebe kannte keine reineren Hände, ihr Geheimniß, ihre ganze Angelegenheit hineinzulegen.

So vertraute ihm auch Georg sein Herz und die qualvolle Lage seines Mädchens. Schon damals, als er sie kennen lernte, als der Blitz der Liebe in seine Seele schlug, war ja Ulrich dabei und mit ihm ihr Beschützer gewesen — dann wieder traf er ja selbst an seiner Seite vor der Plattnerwerkstatt mit Löffelholz zusammen — jetzt wieder sollte er rathen und schützen.

Und wenn die weibliche Unschuld Schutz und eine weibliche Stütze begehrte — an wen konnte Ulrich anders denken als an Isolde? Sie ist klug und edel, sie wird den besten Rath wissen, sie kennt diesen Löffelholz längst von der verächtlichsten Seite, sie kennt auch diese vielverklauselirten Nürnberger Gesetze, um zu wissen, wie weit die Rechte eines Vormundes gehen — das entschied bei Georg, der Isolde auch zuweilen bei Meister Dürer gesehen und von ihm hochgeschätzt wußte.

Zwei Zeilen von Ulrich genügten, Jerta bei Isolde einzuführen. Sie nahm das Mädchen auf's Herzlichste auf — fast als eine jüngere Schwester — Ulrich sandte sie ja — und Jerta gestand ihre Liebe zu Georg Glockendon. Sie hatten einander geschworen einst für immer zu gehören, aber jetzt war noch Beider Jugend und seine Lebensstellung ein unübersteigliches Hinder-

niß. Eine Waise durfte sich nicht verloben ohne Einwilligung ihres Vormundes, ein Malerlehrling noch weniger, erst ein Meister durfte heiraten.

Das sah Isolde klar, daß wenn Jerta in das Haus ihres Vormundes zog, sie an Löffelholz verloren war — das aber auch, daß sie noch keinen vor Gericht giltigen Grund hatte sich den Anordnungen ihres Vormundes zu widersetzen. Er hatte ihr vorerst nur gedroht, daß sie nicht so allein im Elternhause bleiben dürfe, weil es nicht schicklich sei, und daß sie den „frechen Malerburschen“ nicht mehr ansehen, geschweige denn bei sich sehen dürfe, sonst sei es mit ihrer ganzen Reputation vorbei. Isolde hatte auch kein Recht das Mädchen zu sich zu nehmen, noch wäre das Haus des Schultheißen mit seinem zerfahrenen Familienleben ein passender Ort gewesen. Isolde dachte an das Klarakloster. Wenn es sich darum handelte sich vor der Welt, ihren Versuchungen wie ihrer Nachrede zu schützen, so gab es ja kein sicheres Mittel als das Kloster. Dazu hatte doch die Kirche das Recht, eine Seele, die ihrem Dienst sich widmen wollte, fest zu halten; auch wenn die Vormundschaft dagegen Beschwerde erheben wollte — sie ward abschlägig beschieden, sobald die Waise, die diesen Schritt that, erklärte, ihn freiwillig zu thun. Und auch das Recht

hatte eine Waise in einem Kloster als Kostgängerin Schutz zu suchen, sobald nur das Kloster selbst sie bereitwillig aufnahm. Es brauchte dies nur auf unbestimmte Zeit zu geschehen. Isolde rieth dringend zu diesem Schritt — aber gleich auf der Stelle mußte er geschehen, ehe Jerta in das Haus des Vormundes kam — aus dem Kloster heraus mußte sie ihm erklären, daß sie, da sie ihr Verbleiben in ihrer alten Wohnung nicht passend gefunden, eine Freistatt bei den Klaraschwestern gesucht habe.

Anfangs schauderte Jerta vor diesem Vorschlag — sich in diesen Mauern vergraben, nach einer traulichen Häuslichkeit unter den strengen Nonnen leben — und dabei das Härteste von Allem, die Trennung von Georg — doch für jetzt, auch wenn dieser Aufenthalt nur ein vorübergehender war!

Aber endlich stimmte sie doch Isolde bei, und so begleitete sie diese sogleich in das Klarakloster.

Und da mußte nun gerade auch hier Löffelholz mit ihnen zusammentreffen und sein Opfer erspähen!

Charitas, eine edle Gestalt mit Zügen, die zwar nie schön gewesen waren, aber das Gepräge geistigen Adels und eines schwärmerischen Herzens wie großer Charakterfestigkeit trugen, trat ihnen mit sanfter Freundlichkeit und würdiger Haltung entgegen. Sie

küßte Isolde auf die Stirn und fragte mit milder Stimme:

„Was bringt mir meine geliebte Schwester?"

Isolde stellte ihr Jerta vor und erzählte ihr Geschick — nur Löffelholz's Namen nannte sie nicht — und von Georg's Liebe schwieg sie auch. Aber sie betonte, daß Jerta nur so lange hier Schutz suche, bis ihr Bruder aus dem Reich zurückkehre, um das Handwerk seines Vaters fortzusetzen.

Charitas lächelte mild: „Ihr wißt es ja selbst, Isolde, wie wenig wir Jemanden Zwang anthun oder zum Bleiben überreden. Wie gern hätten wir Euch unter uns behalten und auch Euere Schwester, aber wir ließen Euch ziehen, da Ihr wieder hinaus begehrtet in das Geräusch der Welt. Christus will keine Braut, die sich ihm nur gezwungen vermält!"

Solche und ähnliche Worte dienten am besten zu Jerta's Beruhigung. Als Isolde sich von ihr trennte, flüsterte ihr die Zurückbleibende zu:

„Nur die eine Bitte — laßt Georg wissen was aus mir geworden, und daß ich in Allem nur Euern Rath gefolgt bin, weil er mich doch an Euch gewiesen!"

VI.

Im Beichtstuhl.

Pater Crescentius hörte Beichte in einem der Beichtstühle der Kirche zu St. Lorenz.

Es war noch am frühen Morgen — das Licht eines jungen Frühlingstages spielte im ersten Sonnenglanz durch die buntgemalten Fenster, Veit Hirschvogel's Meisterwerke. Der Widerschein von der Farbenpracht der Gewandung der Heiligen, die darauf abgebildet waren, traf bei dem niedern Stand der Sonne weit hinein in das hochgewölbte Kirchenschiff und ließ eine neue Wunderpracht erstehen von Grün und Roth, Blau und Golden, zauberhaft über den Fußboden an die hohen Strebepfeiler gegossen. Aber in die Nischen, in denen die Beichtstühle standen, drang dies belebende Spielen nicht.

Noch ehe Pater Crescentius seinen Beichtstuhl betreten und die grünen Vorhänge um sich zugezogen

hatte, glich er einem jener Heiligen aus den Fenstern, deren Köpfe, wie alles sichtbare Fleisch, grau gemalt waren, als ob es dafür keine Farbe gebe, oder als ob es Entweihung ihrer Heiligkeit oder eine Gefahr für die Sinne der Beschauer sei, wäre hier ein natürlicher Thon verwendet worden. Aber noch grauer und fahler erschien Crescentius als auch der grüne Reflex der Vorhänge auf ihn fiel und als die Schauer eines Amtes über ihn kamen, das er immer als kein schwerstes betrachtete. Beinahe glich auch seine übrige Erscheinung jenen Heiligen, so lang und hager gezogen erschien seine Gestalt, seine gefalteten Hände so lang und durchsichtig, und selbst der Faltenwurf des priesterlichen Kleides, das er trug, mußte an jene eckige, knitterige Manier seiner Zeitgenossen erinnern, von der die Maler nicht loskommen konnten, wenn schon die Erzgießer, ihnen voraus, sie mehr und mehr überwanden.

Durch Gitter und Vorhang von ihm getrennt, kniete eine weibliche Gestalt.

Ein ernstes allgemeines Sündenbekenntniß war schon vorüber.

„Aus Hoffart und Habsucht,“ beichtete sie weiter, „habe ich meinen Vater verlassen und bin einem

Manne in das Haus gefolgt, den ich zu beherrschen hoffte —“ sie stockte.

„Als seine Gattin oder als seine — ?“

Aber die Beichtende unterbrach den Priester, ehe er das letzte Wort der Frage heraus hatte: „Sprecht das nicht aus!“ rief sie halb energisch, halb verzweifelnd, „er hat mir versprochen mich zu seiner Gattin zu machen.“

„Du hättest ihm nicht früher in sein Haus folgen sollen, bis er es war.“

„Ich mochte seine Liebe nicht, nur nach der Ehre, die Gattin eines vornehmen Rathsherrn zu werden, habe ich getrachtet.“

„So büße deine Hoffart!“

„Ich ringe noch darnach meinen Willen durchzusetzen — Schande ertrage ich nicht!“ rief die Beichtende trotzig.

„Und du wagst es mit so unheiligen Gedanken und Vorsätzen in den Beichtstuhl zu kommen? Du mußt nicht nur bekennen, du mußt auch bereit sein zu bereuen, zu büßen, dich zu bessern — oder ich muß dir den Beichtstuhl verschließen.“

„Vergebung!“ klang jetzt die Frauenstimme angstvoller als vorhin — „ich weiß es, daß ich eine große

Sünderin bin, aber ein noch größerer Sünder ist Martin L — —."

„Still! keine Namen, keine Anklage Fremder!" unterbrach sie Crescentius streng. „Bist du des Beichtens so sehr entwöhnt, daß ich dich an seine ersten Regeln erinnern muß. So häufst du neue Sünden zu den alten, die du nur erst halb gebeichtet!" Und da er hörte, daß sie unter seinen harten Worten angstvoll stöhnte, fuhr er milder fort: „Beichte weiter, eine mangelhafte Beichte ist eine Versündigung an Gott und allen Heiligen und kann dir weder Trost noch Segen bringen. Beichte Alles, was auf deinem Gewissen und Herzen liegt, meine Tochter!"

Gerhaus Storch, denn sie war die im Beichtstuhl Knieende, richtete sich bei diesen Worten wieder mehr aus ihrer niedergeschmetterten Stellung empor und sagte: „Ich hätte den vorhängnißvollen Schritt ja nicht gethan, ich wäre nicht zu dem Verführer in das Haus gezogen, wenn ich nicht im Hause meines Vaters mehr als Einem ausgesetzt gewesen wäre; er selber wollte, ich sollte mit den Männern schön thun, damit es ihm Vortheil brächte — und so ging ich in das Haus des reichen Mannes halb um des Vaters willen, dessen Habsucht ich ja so befriedigen konnte, halb um der eig'nen Tugend willen."

Der Beichtvater warnte vor Beschönigung des Lasters, einer Umgehung der Wahrheit u. s. w.

Gerhaus erneuerte nun ihre Selbstanklagen und fuhr fort: „Ich glaubte, dieser Mann sei mir nicht gefährlich, ich glaubte ihn nun zwingen zu können mich zu seiner Gemalin zu machen, wenn ich nur einmal sein Haus regierte und auch ihn selbst — auf das Versprechen hin, daß ich es werden sollte, ergab ich mich ihm."

Der Priester unterbrach sie mit würdigem Eifer: „Immer kommst du nur wieder darauf zurück, daß dir ein Anschlag mißlungen, daß deine Berechnung trügerisch war, nur in diesem Lichte erscheint dir deine Sünde als Sünde, du würdest dich ihrer freuen, wenn sie dich zu einem erwünschten Ziele geführt."

„Nein, nein!" stöhnte Gerhaus.

„Mit solchen Anschauungen kommt man nicht in den Beichtstuhl!" zürnte Crescentius weiter und schilderte die Erkenntniß der Sünde, die zur Bußfertigkeit führen müsse.

„Ich will ja Alles bekennen!" rief sie wieder mit einem Ausdruck von Hartnäckigkeit, fast auch von Verwilderung — „seit ich bei ihm bin, beobachte ich ihn mehr und mehr, bedauere ich jeden seiner Schritte und überzeuge ich mich mehr, daß er ein Verbrecher ist, der

vor keiner Schandthat zurückbebt, wenn er nur seine Gelüste dadurch befriedigt sieht."

„Noch einmal: es ist eine neue Sünde, wenn Ihr mir die Sünden Anderer nennt, nur die Euern habt Ihr mir zu sagen!" unterbrach sie Crescentius wieder voll Ungeduld.

„Das allein, dachte ich, sollte Euch meine Sünden vergebungswürdiger erscheinen lassen, weil ich die Sünden Anderer verhindere — ich bewache ihn, schleiche ihm nach, beschütze Andere vor ihm — ich habe es dahin gebracht, daß ein Mädchen, das er sich zum Opfer ausersehen, in's Kloster gegangen ist."

„Gott und sein Sohn und die gebenedeite Jungfrau lassen sich nicht bestechen — gute Werke, die man nur thut aus eigennütziger, böser Absicht haben keinen Werth bei ihnen — ein neues Sündenbekenntniß legst du ab, das du nicht einmal für ein solches hältst!"

Gerhaus schien erschöpft, das fühlte sie; bei diesem Priester hatte sie noch nicht gebeichtet — sie kannte mehr als einen, der um guter Werke willen die bösen leicht vergab.

„Eines noch ist übrig," sagte sie, „ich habe bei ihm, den ich nicht nennen soll, Alles durchsucht, sein Vertrauen gemißbraucht und ein Verbrechen entdeckt —"

„Beichte nur dein eig'nes!“ mahnte Crescentius wieder; warum sollte sein Ohr noch unnütz sich der Mitwissenschaft von Verbrechen leihen, die er ja doch nicht ungeschehen machen konnte, sein Inneres noch mit einem neuen Druck belasten, ohne daß es die Pflicht seines Amtes gebot?

Aber Gerhaus fuhr trotzdem fort: „Ich hatte ihn in Verdacht, daß er mit einer hier hochangesehenen Frau, deren Stieftochter er heiraten wollte, ein verbrecherisches Verhältniß unterhalte.“

„Keine Geschichten! — sprich allein von dir!“

„Ich bekenne meine Schuld, daß ich einem solchen nachgeforscht, das Vertrauen gemißbraucht,“ suchte Gerhaus sich zurückzufinden, „aber es war eine alte Geschichte, die ich entdeckte; vor mehr als zwanzig Jahren haben sie zusammen ein Kind gehabt und verstoßen, in einem Kloster verborgen — und jetzt ist es vielleicht — ihr Beichtvater — dem Kinde ihrer alten Sünde beichten sie vielleicht ihre neue Sünden.“

Warum verstummten auf einmal die strengen Mahn- und Warnungsrufe des Paters: „Keine Namen — keine Geschichten — sprich nur von dir!“ — warum lauschte er fast zusammengesunken, mit angehaltenem Athem, warum war es, als klänge in seinem eigenen Herzen eine tief verborgene Saite schauerlich

mit, an die er zu rühren vermied, weil er wußte, daß sie nur schneidende Mißtöne haben konnte? Da auch sie schwieg, trat eine lange Pause ein, in der man nichts hörte, als das eintönige Murmeln einiger entfernt knieender Beter — vielleicht mahnte es Crescentius doch wieder daran, daß er an einem heiligen Ort war, an dem es sich für ihn nicht geziemte in grübelndes Nachdenken zu versinken. „Bist du nun zu Ende?“ fragte er endlich mit mühsam errungener Fassung.

Gerhaus war es — sie kehrte von ihren Abschweifungen wieder zu dem allgemeinen Sündenbekenntniß zurück.

Auch Crescentius hielt sich an die üblichen Formeln, nur befahl er ihr noch wider den bösen Feind in ihrer Brust zu kämpfen und alle Rachegedanken zu verbannen — dann entließ er sie in der hergebrachten Weise.

Als sie fort war, wischte er sich den kalten Schweiß von der Stirn — warum hatte ihn diese Beichte so aufgeregt, da er doch gewohnt war erschreckendere Dinge zu vernehmen wie diese — warum war es ihm denn, als hätten sie mitten hinein gegriffen in sein Herz, in sein Leben? Wußte er doch nicht, wer seine Eltern waren, hatte man ihm doch gesagt, daß er vor dem Kloster der Benediktiner ausgesetzt gewesen war,

konnte doch sein Alter auch zutreffen. Das stürmte auf ihn ein. Daß er ein Kind der Schande war — er hatte es längst geahnt, hatte darum auch nie nach seinen Eltern forschen mögen, was konnte eine solche Offenbarung ihm frommen? was Eltern, die ihn verleugnet hatten von seiner Geburt an bis auf den heutigen Tag, all' diese Jahre hindurch, die ihn verleugnen mußten bis an ihr Ende! Ihm war besser diesen Menschen niemals zu begegnen — doch, er jagte diese Gedanken wieder hinweg. Herrschte in der Zeit, in welcher er lebte, doch die bodenloseste Unsittlichkeit und wenn auch Brandmal und Fluch die unschuldigen Kinder traf, wenn auch die Mütter Schande und Strafe fanden und nur mit den Vätern es weniger genau genommen ward, so suchte man wohl das Vergehen zu verheimlichen, aber es war darum nicht minder häufig. Crescentius konnte Hunderte von Schicksalsgenossen haben — man konnte ja solche Kinder am besten in den Klöstern verstecken — warum sollte gerade er der Geistliche sein, von dem die Rede war?

Er hatte auch nur einige Minuten sich von diesen persönlichen Fragen beherrschen zu lassen, schon rauschten wieder Frauengewänder, an seiner Seite strömte ihm ein balsamischer Duft von köstlichen Wassern zu.

Isolde von Weichsdorf kniete an seiner Seite —

er erkannte sie an dem herrlichen Organ, wie es nur allein ihr eigen war, mit dem sie ihre Beichte zu sprechen begann — Anklagen waren es, wie nur ein schönes, empfindsames Herz sie wider sich selbst erhebt.

Crescentius schöpfte Athem, weil er die Nähe eines reinen, edlen Wesens fühlte, weil er hoffen durfte, jetzt einmal mit der Mittheilung von Geheimnissen, die ihn selbst nur quälen konnten, von Verbrechen, vor denen er schauderte, verschont zu werden — aber er mußte doch eindringlich fragen: „Und weiter zeihst du dich keiner Sünden?"

„O doch!" antwortete sie, „ihr Bewußtsein hat mich hieher getrieben — aber es sind Gedankensünden, deren ich mich anzuklagen habe. Weniger von meinen Thaten als von meinen Gefühlen muß ich den Schleier wegziehen, der sie halb vor mir selbst verbirgt!"

„Sprich, meine Tochter!" sagte er in seinem mildesten Tone.

„Ich liebe —" sie stockte.

Warum ist d i r das eine Sünde? — an sich ist es keine!"

„Doch, doch! — bei mir!"

„Hast du ein Gelübde gethan? bist du eine Braut des Himmels?"

„Nein, nein!“

„Bist du verheiratet oder verlobt und liebst einen Andern?“

„Nein, nein!“

„Oder ist der es, den du liebst?“

„Nein!“

„Oder bindet ihn ein Gelübde?“

„Ja!“

„Welches?“

Sie zögerte mit der Antwort.

Er kam ihr wieder mit einer Frage zu Hülfe: „Ist er ein Mönch — ein Priester?“

„Nein!“

Crescentius war mit seinen Fragen zu Ende: „Du mußt dich deutlicher erklären,“ sagte er im Tone der Resignation — ich verstehe das nicht.“

„Ich spreche es zum ersten Male aus, was ich mir selbst nicht gestand, gestehe hier allein, wo nur Gott mich hört und sein Diener: ich liebe — einen Baubruder!“

Der Priester hatte sein Ohr ganz nahe an die Oeffnung gebeugt, um zu verstehen, was sie nur immer leiser flüsternd sprach — jetzt fuhr er erschrocken zurück, als habe ihn ein Insekt gestochen.

Ihr war es wie ein Verdammungsurtheil — das

schmerzlichste „Ach!“ entrang sich ihrer klopfenden Brust.

„Aber ihm hast du es gestanden und er dir? Hast du ihn zuerst verlockt oder hat er zuerst seines Gelübdes vergessen?“ fragte er weiter — eine bange Ahnung sah er bestätigt — Ulrich hatte ihn — nicht im Beichtstuhl, sondern in freundschaftlichen Ergüssen mit der Beredsamkeit der Schwärmerei von Isolde gesprochen — sie war es ja, die zuerst bei dem Bischof, wenn sie auch den Namen des „ketzerischen Priesters“ nicht wußte, für Crescentius gebeten — o daß dieser Ulrich, den er für so rein und pflichtgetreu gehalten, zu dem er aufgeblickt wie zu einem erhabenen Vorbild — daß auch er nicht der hohe, tugendhafte Mensch sein sollte, für den er ihn bisher gehalten — das riß in seine Seele, die schon lange daran war in allen Menschen nur Sünder zu erblicken, ein Verbrechen lauern zu sehen unter der Maske der Ehrlichkeit, selbst hinter Heiligenscheinen einen nagenden Wurm im Gewissen — ja, schloß er doch oft bei einer guten That, die unter seinen Augen geschah, nur auf eine böse, die dadurch gesühnt werden sollte.

Aber für Isolde klang diese Frage allzu hart — jetzt hatte sie das ganze Bewußtsein ihrer reinen Seele wieder — noch weniger ertrug sie einen Ver-

dacht, den Ulrich — so sagte sie sich — ja gar nicht verdiente — stolzer sich aufrichtend, rief sie mit schönem Feuer: „Nicht allso groß ist meine Sünde — ich beichte sie schon, sobald ich mir ihrer bewußt geworden — der, den ich liebe, steht viel zu hoch, um das Opfer einer strafbaren Neigung zu sein — und nie, als hier vor Gott, werde ich selbst ein Geständniß ablegen, wie dies. Ich sagte es ja, daß es eine Gedankensünde sei, die ich zu bekennen kam. Nur meine Gefühle konnten sich verirren — nicht aber meine Sinne, noch mein Handeln, und weniger noch als das meine — das seine."

Einen Augenblick schwieg der Priester betroffen — das war eine andere Beichte als er gewöhnlich zu hören gewohnt war — wenn es mehr als die allgemeinen Formeln waren, welche die Beichtenden vorzubringen hatten, handelte es sich nicht nur um Gefühle und Gedanken! Nun fand er bald ein mildes Wort des Trostes für einen solchen Fall, die Möglichkeit der Vergebung nach dem Bekenntniß und der Reue.

Aber Isolde, die bei der ungerechten Anklage sich stolz erhoben, ward wieder beklommen durch das milde Wort.

„Ich habe doch noch mehr zu bekennen!" begann

sie wieder „nicht von einer Verirrung des Gefühls — von einer Gedankensünde sprach ich — weil ein Mann, den ich über Alles schätze, zum Gemal mir vorgeschlagen ward, und ich doch die Unmöglichkeit fühle, ihm meine Hand zu geben — aber vielleicht es gethan haben würde, bevor ich Jenen kannte — da erst begriff ich, daß er die Ursache war — daß ich in ihm den Mann gefunden, wie der sein muß, den ich allein verehren, vor dem ich demüthig mich neigen, den ich anbeten kann und widmen all' mein Sein — aber nur in bangen Augenblicken empfinde ich dies Gefühl als Schuld — in anderen ist es doch mein höchster Triumph. Diese Liebe ist frei von irdischen Wünschen und Begehren — ich finde kein Verbrechen darin mein Herz von ihr erfüllen, meine Seele von ihr wie auf Flügeln emportragen zu lassen bis in des Himmels höchste Räume — da allein Eins zu sein mit ihm wo es keine Trennung mehr gibt für verwandte Geister! — Ist das Sünde? ich weiß es nicht! — In manchen Augenblicken nenn' ich's so, in andern wieder nicht — und einer von jenen war es, als ich hierher eilte mein Gewissen zu entlasten — noch mehr — ich fühle: Gott und seine Engel werden mir vergeben — ob auch die Kirche — ob auch ihre Diener? —"

Warum schwieg Crescentius? warum rief er nicht

gleich: „Welch' ein Frevel ruht in diesen Worten!" und verwies ihn seinem Beichtkind? Warum mußte gerade ihm eine solche Beichte gethan werden? Es war als klänge eine verwandte Saite in ihm wieder — eine Saite, die doch nicht klingen durfte — er suchte sich gewaltsam zusammenzuraffen — er rang nach einer Erwiderung auf diese Frage — war es doch, als sei allein um ihretwillen Isolde in den Beichtstuhl gekommen.

Endlich hatte er die Kraft der Beredsamkeit wieder gewonnen — nur die ersten Worte schienen ihm Mühe zu machen — dann aber quoll es wie ein feuriger Strom aus seinem Munde; was er da sagte, galt nicht der Beichtenden allein — er sprach es zu und für sich selbst. So sagte er unter Anderem: „Gerade die höheren Naturen, die aufwärtsstrebenden Menschen sind es, die in solcher Weise versucht werden wie du. Das Niedere hat die wenigste Gewalt über sie, nicht äußerer Vortheil, nicht sinnlicher Genuß, nicht niedere Lust kann sie locken — käme die Versuchung zu ihnen mit den verführerischen Reizen, die nur die Sinne blenden, sie würde keine Macht über sie haben, der Kampf würde bald in einem leichten Siege enden — so aber kommt sie mit den glänzenden Flügeln eines Engels, der dich nicht hinabziehen

will, sondern emporheben — nun wage es nur so mit ihm über das gemeine Erdenleben empor, über alle Schranken, die deine Seele einengen, zu schweben — dir schwindelt nicht, in solchen Regionen ist dir wohl — aber plötzlich verwandelt der Engel sein schönes Angesicht zur teuflischen Fratze und schleudert dich hinab in den Abgrund der Sünde und des Verderbens — nur darum trug er dich so hoch über alle Schranken fort, um dich dann außerhalb derselben um so tiefer zu stürzen. Dir sollte nirgend' ein Halt mehr bleiben, dich zu schützen vor'm tiefsten Fall, dich zu retten zur Möglichkeit der Umkehr? Du träumtest vom reinsten Himmelsäther — und liegst plötzlich in einem verpesteten Sumpf, der dich zu ersticken droht! Du wähntest den Himmel offen zu sehen, zu hören die Musik der Sphären und den Chorgesang lobpreisender Cherubim — und plötzlich umlohen dich die Flammen der Hölle und du hörst das Hohngelächter ihrer Dämonen. Das ist dein Schicksal, wenn du dir ferner vorredest, deine Liebe zu einem Mann, der weder Liebe annehmen noch erwidern darf, sei so rein, daß selbst die Heiligen für dich beten könnten — das ist dein Schicksal, wenn du meinst, du könntest der Zustimmung der Kirche entbehren und deinen eigenen schwindelnden Weg zum Throne Gottes wandeln!"

Isolde beugte sich unter der Wirkung dieser Worte — ein kaltes Frösteln lief durch ihre Glieder — Schauer, wie sie noch nie empfunden, Schauer vor sich selbst überkamen sie.

Milder sprach er jetzt weiter: „Um deiner Seele Seligkeit, um deiner eigenen Ruhe willen meide den Baubruder, noch mehr aber meide jene frevelhaften Gedanken. Laß dich nicht von ihnen fortreißen zu hochmüthiger Sicherheit, die so oft nichts weiter ist als ein Augenzuschließen vor dem nahen Abgrund. Und so wollen wir mit einander beten wider die Anfechtung!“

Und Crescentius selbst sprach die üblichen Gebete inbrünstiger als er sie jemals gesprochen.

Als Isolde sich erhoben hatte und durch die Kirche schritt, war ihr Gang nicht so stolz und gemessen wie sonst — langsam und schwankend wandelte sie über das Steingetäfel. Der nächste Seitenweg führte sie an der Kapelle der Behaim vorüber — wie sehnte sie sich zu beten und zu weinen an Elisabeth's Sarkophag — wie sehnte sie sich nach dem Geschick, das diese erreicht hatte: ermordet zu werden und schuldlos zu sterben unter Ulrich's Augen — einen scheuen Blick warf sie in die Kapelle — Ulrich war nicht darin. Aber es konnte ja sein, daß er aus der Bauhütte kam

und noch da hinein ging — und sie wollte thun was ihr im Beichtstuhl befohlen worden: ihn meiden — und damit mußte sie auch die Stätte fliehen, an der sie ihn zuerst und dann am öftersten gesehen.

Als sie auf den Stufen an der Ausgangspforte stand, öffnete sie von draußen eine sichere Hand — es war Ulrich mit gewohntem Gruß.

Sie erwiderte ihn nur mit leichtem Neigen, hüllte sich fester in ihren Schleier und eilte demüthig gesenkten Hauptes an ihm vorüber wie ein vorbeischwebender Schatten.

In Crescentius Beichtstuhl ward heute — es war ein Fast- und Bußtag — noch manche Sünde bekannt, sogar grobe Vergehen, wie Todtschlag, Diebstahl, Ehebruch kamen zur Sprache, und doch hatte keine Beichte ihn mehr geschmerzt und aufgeregt als die der edlen Jungfrau — die, ohne seinen Namen zu kennen, ihm selbst die Absolution des Bischofs von Bamberg verschafft.

VII.

Eine Werbung.

Jener Beichte Isolden's hatte freilich eine große Erschütterung vorhergehen müssen.

Bei jenem Festmahl zu Ehren des Schenken von Limburg hatte sie Albrecht Dürer versprochen ihn einmal in seiner Werkstatt zu besuchen. Der Gang hatte sich verzögert, weil die langsam genesende Anna sie begleiten wollte. Und als es nun geschehen war, da knüpfte der Meister an den einen ihm erfüllten Wunsch noch einen zweiten: er wollte Isolde auf einem seiner größeren Gemälde konterfeien.

Es gab wenig Leute, die dem Meister Dürer etwas abschlagen konnten. Wen er mit seinen schwärmerischen blauen Augen flehend ansah, ein innigsanftes Lächeln um den schönen Mund — um's ganze Haupt ein wundersames Etwas — die leuchtende Glorie des Genius — und doch der ganze Mann so schlicht

und bescheiden, als sei er selbst erst ein Anfänger und Lehrling in seiner Kunst — der vermochte ihm nicht zu widersprechen, nichts abzuschlagen. Am wenigsten vermochte dies Isolde, der die Kunst die Verklärung alles Lebens war, und welche Diejenigen, die ihr mit einem Streben begeistert dienten, als auserwählte Wesen betrachtete, vor denen die Andern sich neigen mußten. So that sie selbst zuerst und erfüllte so auch Dürer's Wunsch.

Frau Dürerin fühlte sich hochgeehrt, daß nun die stolze Schultheißentochter in ihrem Hause aus und ein ging und wußte sich viel damit auch gegen Andere. Das überwog auch die Eifersucht, die sich bei ihr mehr gegen Personen aus den niedern Ständen geltend machte, während sie es sogar gern sah, wenn vornehme Damen Dürer's Werkstatt besuchten und dadurch mit dazu beitrugen, den Glanz seines Namens zu erhöhen oder ihm Verdienst zu verschaffen — denn das galt ihr allerdings noch mehr als sein Ruf, den sie nur als Mittel zu besserem Erwerb zu schätzen wußte.

Auch Georg Glockendon lernte so Isolde kennen, wenn er auch in der Bescheidenheit seines Wesens wie seiner Stellung als Malerlehrling kein Wort an sie zu richten wagte. Erst als er sie wiedersah, nachdem er Jerta ihrem Schutz und Isolde dieselbe dem des

Klosters übergeben hatte und nun absichtlich an einem der folgenden Tage zu Dürer ging ihm zu sitzen und Glockendon Jerta's Gruß zu bringen, wagte er es sich ihr zu nahen.

Freilich hatte er es sich anders gewünscht, anders gehofft. Hinter Klostermauern war Jerta allerdings sicher geborgen vor den Quälereien des Vormundes wie vor den Verführungskünsten des Rathsherrn — eben so unzugänglich war sie aber auch ihm selbst, und wenn er nicht den Muth hatte Isolde über die Wahl eines solchen Zufluchtsortes Vorwürfe zu machen, da sie in ihrer majestätischen Haltung ihm unwillkürlich eine Anerkennung ihrer Handlungsweise abnöthigte, wie nur sein Gewissen, nicht aber sein Herz sie ihr zollte, so ließ er Ulrich dafür seinen Unmuth doppelt empfinden, der Jerta an Isolde gewiesen hatte.

Einige Tage später, als Isolde wieder zu Meister Dürer kam, um ihre letzte Sitzung zu halten, fand sie Willibald Pirkheimer und Ulrich bei ihm. Die drei pflegten oft zusammenzukommen und sich über Gegenstände der Kunst wie des Vaterlandes zu unterhalten. Heilige Begeisterung wohnte in ihnen und eine Freiheit der Anschauung, mit der sie dem größten Theil ihrer Zeitgenossen voraus waren. Nur gestalteten sie sich in ihren Aeußerungen gegen diese verschieden.

Pirkheimer sonderte das Menschengeschlecht gewissermaßen in Gebildete und Ungebildete — den Letzteren erwies er sich wohl gütig und dienstbereit bei allen Gelegenheiten, die sich ihm dazu boten. Den Armen und Waisen, allen Bedrängten, die Unrecht litten und die seinen juristischen Rath in Anspruch nahmen, gewährte er denselben unentgeltlich und half ihnen wie und wo er nur konnte zu ihrem Recht — zu den Landleuten, unter denen er im Sommer zuweilen auf den Gütern seines Schwagers Geuder lebte, stand er in einem wahrhaft patriarchalischen Verhältniß, und schuf sich gern seinen Aufenthalt unter ihnen zur freundlichsten Idylle. Aber wie human er auch selbst gegen Niedriggestellte sich betrug und auch bei all' seinem feinen waldmännischen Takt in den Höhergestellten nur die höhere Bildung ehrte, den Ritter oder Fürsten selbst aber nicht achtete, der kein Freund der Wissenschaften war, so beanspruchte er doch eben das Licht der Aufklärung nur für sich und die, welche mit ihm auf gleicher Bildungsstufe standen oder sie ihm nacheifernd zu erreichen strebten, indeß er für den großen Haufen alle jene Schranken der Kirche und den nur ihm treffenden Druck der Gesetze nothwendig fand, die ihm selbst nur ein Gegenstand des Spottes waren. Nicht in diesem Punkt, sondern nur in dem

der echten Humanität waren Dürer und Ulrich ihm verwandt. In Letzterem freilich war durch die Baubrüderschaft und ihre Absonderung, ihre Eintheilung der Menschen in Geweihte und Profane ein halb geistiger, halb geistlicher Hochmuth reich genährt — aber gleich wie die aus den Baubrüderschaften hervorgegangenen Bauwerke immer noch einem höheren Ziele zustrebten, als in ihren ersten Grundformen vorgezeichnet lag, wie denn eben jetzt ein Streben die Natur selbst mit in ihre Kreise zu ziehen, zu ihrer Lehrerin zu machen in der Einführung des Vegetabilischen in die Gothik sich geltend machte, wie überal die Säulen zu dünnen Stämmen wurden, die, oben in Aesten und Zweigen auseinandergehend, sich mit den gegenüberstehenden gleichgearteten Säulen vereinigten, wie an allen Geländern und Kapitälern Laubwerk aus den Steinen sproßte, jedes Blatt der Natur abgelauscht, keines dem andern gleich — so keimte und sproßte und drängte es auch inmitten der Baubrüderschaft selbst zu einem andern Ziele empor, als dem Anfangs gesteckten. Freilich fühlte sich, von solchem Bewußtsein getragen, Ulrich auch einem großem Theil seiner Zeitgenossen voraus — und zwar nicht allein den Profanen, sondern auch denen seiner Genossen, die allein am Aeußern, im Zwang der Formen haften

blieben, und im Geheimniß, in der Sonderung dieselbe Befriedigung fanden, die für Ulrich nur da erreichbar schien, wo der Tempelvorhang vor dem Allerheiligsten zerriß, wie schon einmal, und kein Mysterium mehr nöthig war, um erst die Diener der Kunst als Hohepriester der Menschheit zu bezeichnen. Weder so ausschließend wie Pirkheimer noch so stolz wie Ulrich dachte Dürer — seine Kunst wurzelte in der reinen Frömmigkeit seines Herzens, in seiner Liebe zur Heimat, seinem Nürnberg, wie zum deutschen Reich, in seiner Liebe zur Menschheit. Ob dem Kaiser selbst, ob irgend einem Hülfsbedürftigen: er reichte Jedem die Bruderhand, er wünschte für Jeden die neue Zeit herbei, die sein sinniger Seherblick schon aus tausend kleinen Zeichen ahnte; er betete und arbeitete, daß sie komme — für Alle komme.

Und so waren diese drei doch Engverbundene in einem höheren Streben, so daß in einem Jeden von ihnen ein anderer Strahl desselben Lichtes leuchtete.

Und wie nun schon oft an die Seite jedes Einzelnen von ihnen, trat jetzt Isolde zum ersten Male in den vereinten Kreis, die gleichbeseelte Jungfrau, zu den Männern.

Wohl war sie sich ihrer Ebenbürtigkeit bewußt — warum sie die Augen niederschlug und erröthete, das

war nicht ein niederdrückendes Gefühl, das manche Frauen demüthigt, wenn sie großen oder bedeutenden Männern gegenüberstehen — das geschah, weil sie sah, wie Ulrich und Pirkheimer's Blicke auf der Staffelei ruhten, welche die Holztafel trug, auf der ihr fast vollendetes Konterfei — eine ganze Figur — sich mit befand.

„Wenn ich störe, Meister," sagte sie zu Dürer, „so bestimmt mir eine Stunde, wenn ich wieder kommen soll."

„Ihr werdet das im Ernst nicht sagen," entgegnete Pirkheimer nach höflicher Begrüßung, „so weit verstehen auch wir uns Alle auf edle Rittersitte, daß wir den Frauen den Vorrang lassen. Nur ist es sehr bedauerlich Euch so zu begegnen, daß es schon sich nicht geziemen will Euere beglückende Gegenwart länger zu genießen."

Isolde hatte eine freundlich ausweichende Antwort für diese Schmeichelei und sagte dann zu Ulrich: „Habt Ihr Euern jungen Freund beruhigt, der mir zürnt?"

„Das Letztere wird er wohl bleiben lassen," antwortete Ulrich schnell — „und er wird auch noch einsehen lernen, daß jede rechte Kraft die Prüfung braucht um sich zu stählen und zu läutern, zum muthigen

Selbstbewußtsein emporzuwachsen — es ist im Leben nicht anders wie in der Kunst."

„Ja, wenn das ganze Leben ein Kunstwerk sein könnte!" sagte Isolde wie träumend — oder nur um etwas zu sagen.

„Den Frauen ist es vielleicht am ehesten vergönnt es sich so zu gestalten," sagte Pirkheimer.

Dürer seufzte — er dachte an eine Pfuscherin.

Ulrich wollte auf dies Gebiet nicht weiter folgen — schon hatte er seinen Hut in der Hand, unwillkürlich legte sich die andere auf das Schwert, das er an seiner Seite trug.

Isolde richtete nun ihre Augen auf ihn und sagte: „Ja, wenn man gelernt hätte gleich Euch den Griffel in nie wankender Hand zu führen — aber wo sie zittert, bleibt es doch beim Stümpern."

„Die kleinen Hände verlernen das Zittern zuweilen am ehesten," sagte Ulrich.

Indeß schüttelte Pirkheimer Dürer's Hände im Lebewohl und flüsterte mit ihm, die letzten Worte klangen lauter: „Ihr habet ja noch immer das Vertrauen gerechtfertigt, das man in Euch setzte."

Nun nahm er auch Ulrich mit sich fort.

Er schied mit einem Blick von ihr, als wollte er sagen: „Ich sehe dich ja doch überall — wenn du selbst

mir entschwindest; wenn der Meister hier dein Konterfei verhüllt, so arbeite ich wieder in der Kapelle der Behaim, wo ich dein Steingebild schon schuf, ehe ich dich kannte — und wenn auch nicht dort — überall stehst du an meiner Seite, die verklärte Lichtgestalt eines Wesens, das den Jüngling höher emporhob im Dienst der Kunst — du bist dem Manne erschienen — vielleicht noch zu einer höheren Sendung!" Aber seine Lippen schwiegen, indeß ihre Blicke im achtungsvollen Verständniß den seinen begegneten.

Als sie allein war mit Dürer, zupfte sie zerstreut ihre Gewänder zurecht, und während sie sonst sich gern mit dem Meister unterhielt, wußte sie heute keine Worte zu finden. Auch er malte Anfangs schweigsam und wie in Nachdenken verloren weiter.

Es war still in dem Gemach, man hörte den Pinsel des Meisters über die Holztafel gleiten — aus der Werkstatt daneben klang ein eintöniges Geräusch. Georg Glockendon mochte Farbe reiben — von noch weiter her vernahm man eine scheltende Frauenstimme.

Die kannte Dürer nur zu gut und damit sie minder gehört werde, begann er selbst zu sprechen — suchte er so doch sein häusliches Leid immer zu verstecken und zu vergessen. — Er erinnerte daran, daß es heute zum letzten Male sei, daß ihm Isolde sitze, und daß er,

wenn er auch der Vollendung seines Werkes sich freue, auch gern noch länger damit beschäftigt gewesen — und als sie halb zustimmend, halb sanft zurückweisend auf eine Bemerkung geantwortet hatte, die aus seinem Munde viel zu innig und treuherzig klang, um weder eine leere Schmeichelei, noch eine zudringliche Artigkeit zu sein, fuhr er fort, indem seine Hand still mit dem Pinsel auf der Palette ruhte:

„Ich habe schon lange im Namen eines vielliebèn Freundes eine Anfrage im Vertrauen an Euch zu richten — oder vielmehr" unterbrach er sich selbst, und dann sagte er wieder, „ich bin nicht immer so ungeschickt wie eben jetzt, wenn es gilt einem meiner Freunde einen Dienst zu erweisen. Ihr müßt mir verzeihen, wenn ich nicht so fein zu Werke gehe wie doch der Gegenstand es erheischt — ich nehme aber an Freud' und Leid meiner Freunde den innigsten Theil, ich möchte gern dazu beitragen dieses zu mindern und jene zu erhöhen oder herbeizurufen — und so werde ich auch gern ihr Anwalt, wenn sie irgendwo eines solchen bedürfen — warum denn nicht also auch bei Euch. Ihr konntet heute, vorhin selbst in begeisterten Augen das Geständniß lesen, das sich Euch gegenüber doch nicht über die Lippen getraut — und so möchte ich gern eine

Antwort von Euch, die einem beunruhigten Herzen seinen Frieden wieder gebe!"

Isolde blickte erstaunt auf Dürer, unruhiger als je bewegte sich ihre Brust, helles Roth ergoß sich flammend über ihre sonst nur sanft gerötheten Wangen, voll Spannung mehr zu hören, richtete sie ihre schwärmerischen Augen auf Dürer und schlug sie dann langsam wieder nieder.

Dadurch ermuthigt, fuhr er fort: „Wollt Ihr denn wirklich immer an Euch das alte heilige Wort zu Schanden machen, wonach es nicht gut ist, daß der Mensch allein sei? Habt Ihr denn nicht alle Mittel vor Tausenden voraus, den besten Mann zu beglücken und verweigert das doch einem nach dem andern? Ja, Euch bindet nicht einmal Pflicht und Herkommen an das Vaterhaus, da Ihr darin fast wie eine Fremde seid. Ihr könnt frei Eurem Herzen folgen, Eurem Geiste, ja Ihr würdet die Eurigen nur erfreuen, wenn Ihr Euren Jungfrauenstolz ablegtet und einen ebenbürtigen Mann beglücktet. Aber so wie Ihr Euch zeiget, wagt keiner mehr Euch seine Liebe zu gestehen, aus Furcht vor einer zürnenden Antwort — und darum soll ich die Frage stellen: ob Ihr, die Ihr andere Liebende beschützt, denn nicht selbst zu lieben vermögt, nicht einen Mann, den nur allein die Schön-

heit Eures Körpers lockt, sondern der noch vielmehr die Schönheit Eures Geistes zu schätzen weiß und der mit Euch vereint im Reich der Kunst wie der Wissenschaft nicht minder selig zu genießen hofft, als in dem der Liebe?"

„In der That," sagte Isolde, „Eure Rede verwirrt mich" — sie sah ihn forschend an, als bäte sie um weitere Aufklärung und jetzt — bei dieser Vorrede war es, wo ihr plötzlich die Erkenntniß kam: einen Mann gab es wohl, den sie zu lieben vermöchte, mit dem der Kunst und Wissenschaft und allem Höchsten zu dienen, die reinste Seligkeit für sie sein mußte — und dieser Eine war auch Dürer's Freund — sie war noch unter dem Eindruck von dem Wiedersehen Ulrich's und seiner letzten Blicke und nun Dürer's Worte, die allerdings sie so ganz verwirrten, daß sie eben jetzt nur an Ulrich dachte und plötzlich sowohl mit der ganzen Leichtgläubigkeit als mit der Energie einer allmächtigen Liebe, die keine Schranke kennt, wenn nur die Herzen einig sind, die den Glauben hat, der Berge versetzt, Wunder erwartet und Wunder thut, die Offenbarung eines Glückes nahe wähnte, von dem bis diesen Augenblick ihr nur der Schatten einer Ahnung schon ein Frevel gewesen — war es doch schon so seltsam, daß Dürer den Vermitt-

ler machte — hier, in dieser Werkstatt der Kunst war sie schon aus ihrer gewöhnlichen Sphäre gerückt — so konnte es auch noch in anderem Sinne sein — ein Reich der Träume, in das sie goldbeschwingte Engel trugen — eine Höhe, auf der ihr dennoch schwindelte.

Und nun ein jäher Sturz, ein Erschrecken und Erwachen, ein namenloses Gefühl von Angst und Beschämung, eine Erschütterung, die sie aus einer Verwirrung in eine andere warf, als Dürer sagte:

„Mein theurer Freund Willibald Pirkheimer hat mich zum Vertrauten seiner Wünsche gemacht — Ihr wißt, wie er Euch schon lange kennt und verehrt, wie er zumal durch seine Schwestern Euer Inneres erforscht hat, wie diese selbst Euch lieben und sich glücklich schätzen würden Euch in ihre Familie aufzunehmen. Ihr wißt auch mit ganz Nürnberg, wie glücklich Pirkheimer mit seiner Gattin gelebt und wie diese Ehe zu den musterhaftesten gehört hat (Dürer seufzte dabei unwillkürlich) bis der Tod sie vor fünf Jahren löste. So lange hat Pirkheimer schon Leid um seine Konstantia getragen, und eben weil er so den Himmel auf Erden genoß, den ein treues und edles Weib zu geben vermag, fühlt er doppelt was er entbehrt und — ich will es wohl gestehen — mehr noch seine Freunde als

er selbst wünschen ihm wieder einen Ersatz, er ist noch zu jung, um sein ganzes Leben um die Verlorene zu trauern, er ist auch seinen fünf kleinen Kindern eine Mutter schuldig. Nun hört mich an: Als wir so ihm zuredeten rief er aus: „„In Nürnberg gibt es nur Eine Jungfrau, in der ich Alles vereinigt fände, was mich beglücken kann — aber gleich meinen gelehrten Schwestern will sie ihre eigene Bahn wandeln und keinem Mann sich widmen““ — und so nannt' er Euch. Mich aber wollt' es doch bedünken, als ob Ihr gerade Pirkheimer's ganzen Werth zu schätzen wüßtet, daß eben er der rechte Mann für Euch sei, da er am besten Euern Wissensdrang befriedigen und in keiner Weise Euch unwürdige Fesseln anlegen möchte — daß Ihr die beste geistige Erzieherin seiner Kinder wäret, wenn auch seine Schwester nach wie vor die Sorge für ihr leibliches Wohl von Euch fern hielte. Und so rede ich zu Euch in des Freundes Namen, dem ich gern all' die Liebe und Güte vergelten möchte, die er mir seit unserer frühesten Jugend erwiesen. Ihr brauchet mir nur die Eine Antwort zu geben: weiset Ihr ihn nicht ganz zurück und darf er hoffen, so verkündige ich ihm, daß er es wagen darf selbst um Euch zu werben — habt Ihr aber wichtige Gründe ihn abzuweisen, so sage ich ihm nur, daß er mit Eurer Freundschaft sich

begnügen müsse — damit ihm diese doch erhalten bleibe. Denn eben das ist sein Bedenken, daß ein abgewiesener Freier in der Regel für keinen zuverlässigen Freund mehr gilt — ihm aber liegt Alles daran, daß Ihr ihm und seinen Schwestern Freundin bleibt wie bisher und daß dann Alles ist und bleibt — als hätte Albrecht Dürer nie ein überflüssig' Wort geredet."

Für Isolde war es ein Glück, daß Dürer so lange sprach — sie hatte indessen Zeit, sich wenigstens etwas zu sammeln, zu erholen. Sie hörte nur zur Hälfte, was er sprach — die Hauptsache aber begriff sie doch endlich. Pirkheimer war ihr vor allen andern Männern werth — auf seine Freundschaft war sie stolz — hätte sie es nicht noch mehr auf seine Liebe sein müssen? Konnte sie als seine Gemalin nicht besser an seinem Geist den ihrigen emporranken, als es schon so geschah? War sie nicht an seiner Seite, der die Frauen so hoch achtete, und in dem, was er seiner Gattin gewesen, wie was er seinen Schwestern und Töchtern war, bewiesen, zu welcher edlen Stellung im Leben er sie nicht nur berufen hielt, sondern sich ihnen auch behilflich zeigte, war sie nicht an seiner Seite eines Lebens gewiß, wie es ihr Frauenstolz erstrebte? War sie dann nicht auf einmal herausgerissen aus dem zerrütteten Fa-

milienleben daheim — ja, war nicht dieser Schritt eine Versöhnung für Alle? Konnte ihr Vater einen willkommeneren Schwiegersohn finden, als einen der berühmtesten Männer Nürnberg's, aus einem der edelsten Geschlechter, der nicht nur kaiserlicher Rath war, sondern noch mehr, ein Freund des Kaisers, und mußte ein solcher nicht auch die Stiefmutter milder stimmen? Ja, war ein solcher Schwager nicht zugleich eine Stütze für Anna, konnte er nicht auch ihrer Liebe durch sein Ansehen unter Bürgern und Rittern zu einem ersehnten Ziel verhelfen? War sie selbst nicht glücklich, die edle Aebtissin Charitas, die Nonne Klara und Pirkheimer's andere Schwester, Sabine, die bei ihm lebte, und Frau Geuder auch Schwester nennen zu sollen? Stand Pirkheimer denn nicht auf der Höhe seiner Zeit in Verbindung mit allen Männern, die mit ihm darauf standen, mit allen Gelehrten, Künstlern, Staatsmännern Italiens und Deutschlands? Welch' ein reiches Leben öffnete damit seine Pforten vor Isolde!

Mit ihrer Verehrung für Pirkheimer in tiefster Seele hätte sie ja gesagt, auch ohne jene schwärmerische Liebe, vor der sie ja doch Elisabeth eben so sehr gewarnt hatte, wie vor einer Ehe mit einem geistig unebenbürtigen Manne — wenn sie nicht in

eben diesem Augenblicke gefühlt hätte, daß sie ahnungslos das Opfer einer solchen schwärmerischen Liebe geworden war! Sie sah nur Ulrich wie in einer Nebelwolke vor sich herschweben und konnte nicht ja sagen.

Erschüttert erhob sie sich und reichte Dürer dte Hand:

„Ich danke Euch, daß Ihr mir einen Freund erhalten habt — sagt dem edlen Pirkheimer, daß ich, wenn ich auch nicht, wie seine Schwester Charitas in's Kloster gehe, ich mich doch nicht vermälen werde — sagt ihm, daß es mich tief betrüben würde, wenn er jemals aufhören könnte, mein Freund zu sein."

Dürer sah sie betroffen und flehend an — er öffnete den Mund, um noch einmal die Sache seines Freundes zu führen — sie bat ihn mit nassen Augen, nicht weiter in sie zu dringen.

Am folgenden Morgen suchte sie ihr Herz zu erleichtern durch eine Beichte ihrer geheimsten Empfindungen.

VIII.

Frühlingsfest.

War Ostern vorüber, hatten von allen Thürmen alle Glocken Auferstehungsrufe geläutet, hatte die Kirche das heilige Fest in ihrer Weise gefeiert, dann brachte auch die Bürgerschaft der Auferstehung der Natur in sinniger Weise ihre heitern Ovationen. — Dann zog man hinaus auf die „Hallerwiese“ an den Ufern der Pegnitz und wenn an den Linden, die dort rundum standen, die ersten Blättlein sproßten und die rückgekehrten Vögel neue Nester bauten beim Singen der alten Lieder, dann verließen auch die fleißigen Nürnberger wieder einmal ihre burgartigen Häuser, ihre Komptoirstuben und Werkstätten und suchten den Ruß und Staub des Winters wieder auszuathmen in die balsamische Frühlingsluft — empfingen sie doch nun diese dafür und es war ein Handel, bei dem sie nicht zu kurz kamen.

Zelte waren überall aufgeschlagen, ein großes, am südlichen Ende des Platzes in der Mitte der Seite und etwas erhöht, daß man von da aus den ganzen Platz übersehen konnte — denn dergleichen liebte der Rath; es gehörte mit zu den Ehrenpunkten der Patrizier immer ein wachsames Auge auf die gesammte Bürgerschaft zu haben, die sich dort lustig tummelte, damit sie ja nicht die ihr vorgeschriebenen Schranken überschreite.

Da saßen der Schultheiß von Weichsdorf, die Bürgermeister Ebener und Martin Geuder, die Rathsherren Imhof, Pirkheimer und Dürer und andere, auch der Propst Kreß und Herr Sebald Schreier, der Kirchenmeister von St. Sebald, bei einander und ihre Unterhaltung hatte eben einen ernsten Charakter angenommen — trotz dem lachenden Frühlingstag und der Umgebung, die nur zur Freude rief. Denn ernst war allerdings der Zustand der Dinge in Deutschland und die unseligen Wirren in Italien lenkte Aller Augen dorthin — vorzüglich die der Nürnberger, die mit den Venetianern sich durch den gemeinschaftlichen Handel wie durch die sich ähnelnde Verfassung verbunden fühlten und gar mit einer Republik in Freundschaft lebten, von deren höheren Glanz sie etwas auf sich selbst mit übergehen fühlten.

Die Ligue von Cambrai war am 10. Dezember 1508 geschlossen worden. Damit war der Waffenstillstand schon so gut wie gebrochen, den Maximilian — zur Freude der Nürnberger — den 20. April 1508 mit den Venetianern auf drei Jahre geschlossen hatte.

Maximilian's damaliger Feldzug — nur unternommmen, weil ihm die Republik den Durchzug nach Rom, wo der Papst ihn krönen sollte, verweigert hatte, da er nicht an der Spitze nur eines Gefolges, sondern eines Herres erschienen war — hatte wie gewöhnlich durch seine Geldverlegenheiten keinen glücklichen Ausgang nehmen können. Seine Truppen liefen auseinander, weil er ihnen keinen Sold zahlen konnte, und er selbst mußte in Innsbruck, wohin er wieder zurückging, aus Noth seine Juwelen verkaufen. Schon damals entschied das Geld über die Geschicke der Fürsten wie der Völker. Unter solchen Umständen war dem Kaiser ein Waffenstillstand erwünscht gewesen.

Die Venetianer konnten sich Sieger des Kaisers und des Reichs nennen. Der Waffenstillstand entzweite sie indeß mit Ludwig XII., dem König von Frankreich, ohne sie mit Maximilian auszusöhnen. Dieser forderte die Venetianer auf, den dreijährigen Waffenstillstand, den sie nur zu ihrem Nachtheil brechen konnten, in ein Angriffsbündniß gegen Frankreich zu

verwandeln, die Absicht andeutend, die italienischen Besitzungen Ludwig's unter sich zu theilen.

Die Republik ging über die Grenzen ihrer sonstigen Behutsamkeit hinaus und verrieth dem französischen König diesen Antrag. Maximilian's Stolz fühlte sich hierdurch empört und eben so beleidigt durch die kecke Freude, mit welcher die Venetianer ihren Sieg gefeiert, wobei sie es auch an Spott auf die Deutschen nicht hatten fehlen lassen.

Die damalige Weltlage war verwickelt genug. Castilien war in den Händen eines Kindes. Der König von Arragonien hatte nach dem Tode seiner Gemalin Isabella von Castilien mit den Oesterreichern um dessen Verwaltung gestritten. Der König von Frankreich war durch ihn um die Hälfte des Neapolitanischen schon gebracht und verschiedene Male betrogen worden; ein aufrichtiges Bündniß zwischen ihnen schien unmöglich. Papst Julius II., ein unerschrockener Greis, der sich zu allen Schritten gewaltthätiger Willkür hinreißen ließ, war den Venetianern großentheils seine Ernennung schuldig. Er konnte Ferdinand von Arragonien nicht begünstigen, so lange dieser über Neapel herrschte. Die Ausbreitung der kaiserlichen Macht in Italien war ihm unerträglich wegen der Ansprüche, welche die deutsche Kanzlei fast auf alle im Mittag der Alpen gelegenen Län-

der und hauptsächlich auf das Gebiet der Kirche selbst geltend machte. Er lebte mit dem König von Frankreich in Spannung, besonders weil er den Günstling desselben und die Seele der französischen Politik, den Kardinal d'Amboise, haßte, und wußte, daß er diesem im Konklave gedemüthigten Mitbewerber ebenso verhaßt war. Mit den Venetianern gerieth er über die Besetzung des Bisthums von Vicenza in Streit.

Nun veranlaßte er den König von Frankreich und Arragonien und den Kaiser zu einem Bündniß wider Venedig, der Republik „alle ihre unrechtmäßigen Erwerbungen wieder zu entreißen und — unter sich zu theilen."

In Cambrai erschienen die Tochter des Kaisers, Margaretha von Oesterreich, die verwitwete Herzogin von Savoyen, der Kardinal d'Amboise, der päpstliche Nuntius und der arragonische Gesandte, und unterzeichneten den Vertrag.

Maximilian legte denselben am 26. März zu Trient den deutschen Reichsständen auf einem Reichstage vor. Sie verweigerten aber Genehmigung wie Antheilnahme.

Eben jetzt war nun der Kaiser bereit den Krieg gegen Venedig mit seiner Hausmacht zu eröffnen.

Diese Vorgänge und Aussichten waren der Gegen-

stand einer lebhaften Unterhaltung der vorhin genannten Herren, die im „Rathszelt" beisammen saßen und unter den Blüthen des Frühlings an die blutigen Blumen dachten, die jenseits der Alpen vielleicht in diesen Tagen aus unseligen Eroberungsgelüsten sproßten.

Bei aller deutschen Treue für das Reich, bei aller Anhänglichkeit an den ritterlichen Kiaiser hatten doch die meisten Nürnberger Sympathien für Venedig.

Die meisten freilich aus den Interessen des Handels — Pirkheimer im Interesse der Wissenschaft und Bildung, Dürer aus dem der Kunst — er war ja so glücklich gewesen im Sonnenscheine Italiens.

„Man wollte uns wieder einmal unter dem Vorwande eines Türkenkrieges verlocken deutsches Blut und deutsches Geld nutzlos oder doch nur im Interesse der kaiserlichen Hausmacht zu opfern," sagte Martin Geuder, „aber zum Glück ließen sich die deutschen Stände nicht täuschen."

„Und wenn es auch so wäre," sagte Christian Ebener, der mit venetianischen Kaufleuten vereint Schiffe ausgerüstet und nach Westindien gesendet hatte, aus den neuentdeckten Ländern neue Handelsartikel zu holen und sich dort selbst auf friedlichem Wege einen neuen Markt zu erobern; „zu verdenken ist es den Venetianern nicht, wenn sie mit dem Sultan in gu-

tem Einvernehmen zu leben wünschen — zumal jetzt, wo die Dogenstadt durch die neuen Bahnen, welche der Handel nimmt, gleich uns sich benachtheiligt sieht, da thut es doppelt noth sich andere Plätze zu sichern, und mit Denjenigen in Frieden zu leben, von denen auf diese Weise mehr Vortheil zu ziehen ist als durch einen zwecklosen Krieg."

„Ei, ei," sagte der Propst Kreß, welcher sah, welch' ein bedenkliches Gesicht sein frömmerer Kollege, der Kirchenmeister Sebald Schreier, bei dieser Erklärung machte: „Das klingt ja beinahe als setztet Ihr die Interessen des Handels über die des Christenthums?"

„Darum noch nicht," erwiderte Ebener, „wohl aber über die Interessen eroberungslüstiger Fürsten! Die Venetianer sind so gute katholische Christen wie wir und halten auch auf ihre Geistlichkeit, die freilich hinwiederum auch ihrer weltlichen Obrigkeit mehr gehorcht als dem Papst — ohne daß darum die Kirche zu Grunde ginge — und darum den Hut ab vor einem Staat, der so alle seine Unterthanen zu einem wohlgeordneten Ganzen zu verbinden weiß!"

„Eigentlich —" bemerkte Dürer bescheiden, „ist was in Cambrai zu Stande kam eine Verschwörung von vielen großen Königen gegen eine einzige kleine Republik — eine Verschwörung, die ohne Beispiel ist

— und schon deßhalb, weil so viele große Mächte über einen verhältnißmäßig kleinen Gegner herfallen, müssen wir uns lieber auf dessen Seite stellen und nicht dulden, daß die deutsche Nation sich an einer so unritterlichen Handlung betheilige, deren man sich zu unserem ritterlichen Kaiser am wenigsten versehen hätte!"

Pirkheimer stimmte bei: „Ich muß sagen, wie werth mir auch der Kaiser ist — ich danke Gott, daß ich ihm nicht zu diesem Feldzug ein Fähnlein guter, deutscher Truppen zuzuführen habe — mein Herz würde dabei noch mehr bluten als im Schweizerkrieg, der wenigstens nicht ohne Grund, wohl aber ohne Hinterlist begonnen ward. Mich schmerzt es schon, daß er sich den hinterlistigen Franzosen verbunden hat, von denen Kaiser Maximilian doch auf dem Reichstag zu Worms so treffend sagte: „„Männiglich soll der Franzosen Gewohnheit merken: sie singen höher denn genotirt ist, sie lesen anders denn geschrieben ist, sie reden anders denn ihnen im Herzen ist!"" Das war ein rechtes Wort und zu einer rechten Stunde, da er es dem französischen Gesandten selbst in's Gesicht schleuderte."

„Die Zeiten ändern sich und die Großen mit ihnen!" seufzte Kreß, doch nicht ohne sein feines Lä-

cheln. „Ich bin alt genug, um das erlebt zu haben! Heute ein Bündniß mit Italien — morgen eine Kriegserklärung — heute Krieg mit Frankreich und morgen ein plötzlicher Frieden — heute heißt es der Erbfeind deutscher Nation und morgen ihr innigster Freund! Und so wird es wohl fortgehen in einem ewigen Cirkel."

„Besonders wenn die Deutschen nimmer einig werden," sagte der Schultheiß, „ich meine doch, man hätte den Kaiser nicht sollen allein in den Krieg ziehen lassen."

„Was —" rief Pirkheimer „was haben denn die Italiener den Deutschen gethan?"

„Davon gibt es genug zu berichten," sagte Imhof, der sich jetzt, aufgemuntert durch den Schultheißen, als auf dessen Seite stehend zu erkennen gab — „die Venetianer hassen die deutsche Nation, schimpfen uns deutsche Bären und Barbaren. Sie, die aus armen Fischern Krämer und aus Krämern Räuber und Giftmischer geworden sind, glauben vornehm auf uns herabsehen zu können. In Venedig wird keine Komödie gespielt, in der man die Deutschen nicht verspottete, lateinische Pasquille und Gedichte regnet es auf uns, und ein Deutscher ist weder in den Straßen, noch auf

den Kanälen, noch in den Häusern Venedigs seines Lebens sicher!"

„Das ist übertrieben," riefen Dürer und Pirkheimer zugleich, „wir kennen Venedig auch!" und Letzterer fuhr fort:

„Mag auch jetzt in manchen Stücken zu unsern Ungunsten ein Umschwung der öffentlichen Meinung stattgefunden haben, so müssen das eben die Deutschen ihrem eigenen Mangel an imponirender Nationalkraft zuschreiben — aber wie deutsche Wissenschaft und deutsche Kunst nur in Italien sich selbst die höchste Weihe holen können, so werden sie auch dort nach Verdienst geachtet — wie man dort ganz anders denn hier die Jünger und Meister deutscher Kunst und Wissenschaft zu ehren versteht — das wissen wir Beide am besten aus eigener Erfahrung!"

Dürer, der so auf sich gedeutet fühlte, schlug bescheiden und fast ein wenig erröthend die Augen nieder.

Aber Imhof war einmal in den Zug gekommen: „Wie denn, Meister Dürer —" wendete er sich zu diesem: Hat nicht ein venetianischer Maler von Euch gesagt: „„Dieser Deutsche würde ein eben so großer Maler wie Rafael geworden sein, hätte er gleich ihm in Italien gelernt und die Meisterwerke italienischer Kunst vor Augen gehabt?"" Und das nennt Ihr Ehren

nach Gebühr und unser trefflicher junger Landsmann Christoph Scheurl hat Euch in Wiltenberg in seiner herrlichen Antrittsrede an der Universität zu Ehren des dortigen Malers Lukas Kronach den „deutschen Appeles" genannt, und diese feinen Italiener wußten Euch keine andere Artigkeit in ihrer Anerkennung zu sagen als eine, die Euch eben Euer deutsches Vaterland vorwirft?"

Jetzt erröthete Dürer höher: „Daß ich kein Rafael bin, wußte ich vor diesem Ausspruch," sagte er, „und gerade weil ich ein Deutscher mit Leib und Seele bin, fühle ich, daß etwas Wahres in dieser Bemerkung lag. Die kleinen, engen, deutschen Verhältnisse sind es, die unsere Formen eckig, unsere Gewänder knitterig und unsere Entwürfe spießbürgerlich machen — wir müssen ja fürchten, mit einem freien Schwunge, nach welcher Seite er auch gehen möge, anzustoßen."

Pirkheimer, der in seiner diplomatischen Art jetzt gerne wieder ein- oder doch ablenken wollte, da er sah, daß Dürer jetzt mit seinen Worten bei den Rathsherren noch mehr anstieß als mit seinem Pinsel, sagte: „Ueberhaupt, Herr Imhof, habt Ihr nicht recht erzählen hören, die Sache verhielt sich ein wenig anders. Meister Dürer hatte Meister Rafael Sanzio einige Holz-

schnitte geschickt und dabei rief dieser selbst aus: „„Wahrlich, dieser Meister würde uns Alle übertreffen, wenn er, wie wir, die Meisterwerke der Kunst vor Augen hätte!““

„O, laßt diese Geschichten!“ rief Dürer bescheiden, aber nicht ohne einen Anflug von Wehmuth.

Der Schultheiß hatte inzwischen bemerkt: „Ich habe nichts dagegen, wenn unser ritterlicher Kaiser jenseits der deutschen Grenzen ein wenig Krieg führt, man hat dann daheim leichteres Regiment. Manches Gesindel läuft der Trommel nach, und wenn es auch mit dem Sold schlecht bestellt sein sollte, so lockt die Aussicht auf Beute und Abenteuer. Die rauflustigen Ritter gehen zunächst dahin und so sind denn auch wir unsere Nachbarn los geworden, die Wolfstein und Jauernberg sind den Fahnen des Kaisers gefolgt und werden jetzt unsere Feste nicht stören.“

„Sicherer wären sie uns doch unter Schloß und Riegel gewesen“, warf Imhof hin, der sich noch nicht beruhigen konnte, daß Jauernberg dem Bischof zu Gefallen begnadigt worden war — er meinte immer, die Sache müsse einen besondern Haken haben und hoffte ihr noch auf den Grund zu kommen.

Jetzt entstand auf dem ganzen Platz eine größere

Bewegung, durch die auch diesem Gespräch ein Ende gemacht ward.

Ein langer Zug meist riesiger, wenigstens breitschulteriger und starkknochiger Männergestalten bewegte sich jetzt über den Platz. Ihren Gesichtern sah man es an, daß Feuer und Ruß sie so gebräunt und geschwärzt hatten, daß sie selbst an einem Festtage nicht ohne die Spuren ihrer Arbeit erscheinen konnten, die freilich am deutlichsten ihren Händen ihr Gepräge aufgedrückt hatte. Das waren Riesenfäuste, knochig und ausgedehnt, als hätte die Tortur ihre Marterwerkzeuge an ihnen versucht, Hände, festgehärtet vom Feuer, als wären sie selbst zu Eisen geworden, andere eiserne Fäuste, als diejenigen ihres Zeitgenossen des berüchtigten Götz von Berlichingen; er brauchte sie nur, das „Bürger-“ und „Bauerngesindel“ niederzuschlagen, die ihrigen aber waren im Dienst einer Arbeit geheiligt, deren herrlichste Kunstwerke noch heute ihre Vaterstadt zieren. Es waren die Rothgießer von Nürnberg, eine stattliche Zunft! Sie trugen graue Hemden und dunkle Beinkleider, lederne Schurzfelle, die im Gehen rauschten und braune Kappen auf den meist struppigen Haaren. Einige von ihnen trugen eiserne Schürstäbe in den Händen, andere brennende Kienspäne, so daß ihr Zug einem Fackelzuge glich,

und sie auch jetzt zuweilen in eine dunkle Rauchwolke hüllte. Dieser Umzug war ein uralter Brauch.

Im Herbst, wenn die Tage abnahmen, fingen sie beim Licht zu arbeiten an. Wenn die Tage nun im Frühling wieder lang genug geworden, um sich mit dem Tageslicht begnügen zu können, so hielten sie einen feierlichen Umzug mit ihrem Lichtlein in der Hand, um es in's Wasser zu tragen. So zogen sie hin an der Pegnitz bis zu dem „Fischerhäuslein", dem Schießgraben gegenüber. Dort bestiegen sie ein Floß, das nun ganz roth und golden schimmerte vom Schein der vielen Lichter. Sie hatten ihre besondern Spruchsprecher dabei, die den Frühling begrüßten und die Arbeit segneten, Spielleute, zu deren Lauten sich zuweilen ihre Gesänge mischten. So ruderten sie die Pegnitz hinab, um dann ihre Lichter in's Wasser zu werfen und sie so auch dem Frühling zu opfern.

Jetzt erhoben sich auch die Frauen, die am andern Ende des Zeltes gesessen, um diesem Zuge zuzusehen.

Die Schultheißin war von andern ältern Patrizierinnen umgeben, indeß ihre Stieftöchter Euphemia Pirkheimer in ihrer Mitte hatten.

Es war so geworden wie Dürer und Isolde verabredet hatten; sie änderte nichts in ihrem Betragen gegen Pirkheimer, um ihn glauben zu machen, daß

Dürer mit ihr gar nicht direkt von dieser Bewerbung gesprochen habe. Die Antwort, die der Meister dem Freunde gab, mochte nur ein Schluß sein, zu dem er durch klug geleitetes Gespräch mit ihr gekommen, der ihn zu dem Rath bestimmte, in Isolde nie mehr als eine Freundin zu erblicken, die sie ihm immerdar sein werde. Auch Euphemia sollte nichts ahnen von Willibald's geheimen Wünschen und Schmerzen — die stolze Isolde konnte am ehesten begreifen, daß es für ihn das größere Leid gewesen, wenn die Welt erfahren hätte, daß er daran denken konnte, Crescentia eine Nachfolgerin zu geben, und daß die, welche er dazu ausersehen, diese Ehre verschmähte.

Die drei Damen gingen auf eine kleine, etwas abseits gelegene Erhöhung, von der aus sie die Pegnitz mit dem illuminirten Floß übersehen konnten. Wie ein herabgesunkenes Stück des Sternenhimmels, oder wie ein Abbild, das seinem Original zuvorkam, — schwamm es hinab auf den bläulichen Wogen des Flusses — im Westen glühte noch schimmerndes Sonnenroth — Isolde schaute träumend hinab, als sie sich plötzlich am Saume ihres Kleides gestreift fühlte, und eine Stimme sagen hörte:

„Was wäre es nun weiter, wenn man es nun

auch machte wie diese und ein Licht im Wasser verlöschte?"

Isolde sah sich befremdet um — sie erkannte Gerhaus Storch, die sie einst an den Buchenklingen und dann noch zuweilen getroffen — das Mädchen erschien verändert und verstört — Isolde fühlte ein unheimliches Grauen und trat einige Schritte bei Seite.

„Ihr thut nicht gut, mir auszuweichen", sagte Gerhaus, „ich kann Euch einen großen Dienst erweisen, wenn ich will — nicht wahr, Ihr haßt Euere Stiefmutter?"

„Ich habe nichts auf solche Reden zu erwidern," sagte Isolde und wendete sich ab.

„Vielleicht kommt Ihr doch noch einmal, Euch bei mir Raths zu holen," fuhr Gerhaus fort, ohne sich zurückweisen zu lassen, „ich weiß ein Wort, das sie vor Eurem Vater, vor dem ganzen Haus und vor ganz Nürnberg entlarvt!"

„So behaltet es für Euch", antwortete Isolde abweisend, „ich mag es nicht hören und das Unheil, das es bringen sollte, könnte leicht auf Euch selbst zurückfallen!"

In diesem Augenblicke sah man Ulrich mit Erhard und noch einem andern Baubruder des Weges kommen — schon hatte Ulrich seinen grauen, runden

Hut abgenommen und grüßte Isolde — ein langsames Neigen war ihre Erwiderung.

„Ah so, Ihr späht nach dem da,“ sagte Gerhaus höhnisch, auf ihn deutend, „da will ich Euch jetzt nicht stören, braucht Ihr einen Beistand — Ihr könnt ihn bei mir finden.“

Isolde würdigte die Zudringliche keines Blickes, keines Wortes mehr — sie dankte der einbrechenden Dämmerung, die ihr Erröthen verbarg, wie das Zittern ihrer Kniee. Als sie sich aber nach ihren Begleiterinnen umsah, hatte sie das Gedränge hinweggeführt, in dem auch Gerhaus verschwand. Ulrich stand neben ihr.

Sie hatte ihn lange nicht gesprochen, seit ihrer Beichte war sie nicht wieder in die Kapelle der Behaim gekommen, nur vom Fenster aus oder sonst bei einer zufälligen Begegnung, im Vorübergehen, hatte sie ihn gesehen.

Eben jetzt, da er neben ihr war, entstand ein Gedränge; aus der Mitte der Bürger, die sich im Armbrustschießen übten, war ein Königsschuß gethan worden — Beifallsrufe erschallten und eine lustige Fanfare schmetterte dazu.

Junger Wein und Meth waren allgemach den durstigen Männern, die viel auf eines hochedlen Rathes

Gesundheit tranken, der den Wein unentgeltlich verabreichen ließ, in die Köpfe gestiegen, Geschrei und Gelärm entstand, ohne daß man eigentlich wußte, was es war — ein solch' ausgelcssener Gesell stürmte auf Isolde, den Arm um ihre Taille zu legen und sie zärtlich zum Tanz zu führen. Sie faßte Ulrich's Arm und schon schlug sein Schwert den umfassenden Arm zurück.

Harsdörfer war es, der sein Werben um Isolde hier in so unziemlicher Weise erneuern wollte.

„Ist das Euer Beschützer?" fragte er Isolde höhnisch, auf Ulrich deutend.

„Ja," antwortete sie fest, „wie Ihr seht, gegen jede Gemeinheit!"

„Dort ist Euer Vater", sagte Ulrich, auf den Schultheißen deutend, der in einiger Entfernung stand, ihm führte der Baubruder Isolde ehrerbietig zu. Er flüsterte nur zu ihr: „Ein Frühlingsfest, so feiert es die Menge — aber die andächtigen Herzen feiern es anders."

Sie dankte ihm nur mit einem seelenvollen Blicke ihrer strahlenden Augen — so fanden und so trennten sie sich wieder. —

IX.

Eine Verlorene.

Gerhaus Storch führte ein Leben wie im Fieber.

Unglücklicher als jetzt, wo sie über Vieles verfügen konnte, was einst zu ihren heißesten Wünschen, den höchsten Genüssen ihres Daseins gehört hatte: ein reich und bequem eingerichtetes Gemach, kräftige Speisen und süße Weine, vor allem köstliche Kleider, allerlei Putz und schimmernder Schmuck — unglücklicher war Gerhaus nicht gewesen, wenn sie selbst im rauhesten Herbst- und Winterwetter in ihrem Kämmerlein an der Barfüßerbrücke saß, durch ihre Schönheit Käufer zu den gesalzenen Fischen anzulocken, indeß sie selbst dabei oft einen Bissen schlechten Haferbrotes in das abgestandene Salzwasser tauchte — unglücklicher nicht daheim in der schmutzigen Wohnung bei dem keifenden Vater, der nur darnach trachtete, wie er von ihrer Schönheit Nutzen ziehen könne, sie gern an den

Meistbietenden verkauft, aber dabei doch die Waare unter keiner Bedingung aus seinen Händen gegeben hätte — unglücklicher war sie nicht gewesen.

Ziemlich ein halbes Jahr war nun vergangen, seit sie das Vaterhaus verlassen hatte, in der thöricht-eitlen Voraussetzung, dadurch die Ereignisse, sich selbst und einen eitlen Patrizier so in die Gewalt zu bekommen, daß sie Frau Löffelholz werden könne.

Er nahm sie als seine Wirthschafterin zu sich und wie er sie in der That in Allem frei schalten und walten ließ, so auch war er Anfangs von ihrer Nähe in einen angenehmen sinnlichen Rausch versetzt, der sich so lange steigerte, bis er durch sein Versprechen, sie, wenn sie sich Mutter fühlen sollte, zu ehelichen, es dahin gebracht hatte, sein Begehren gestillt zu sehen.

Von da an aber bewachte sie ihn doppelt mit Argusaugen und suchte zu verhüten, daß ihr eine Nebenbuhlerin entstehe, oder jede, die schon in ihrem Wege stand, unschädlich zu machen — von da an schwankte er wieder zwischen ihr und einem andern Interesse hin und her, ließ sie zuweilen empfinden, daß er der Herr sei und überließ sich den Ausbrüchen seiner rohen Leidenschaften in jeder Weise, bald zärtlich, bald tirannisch, bald behandelte er sie wie seine angebetete Geliebte, bald schalt er sie wie die gemeinste Magd.

Löffelholz war ihr stets gleichgiltig, zuweilen sogar zuwider gewesen — dennoch ertrug sie aus jenem Starrsinn, der sich gerade oft bei weiblichen Naturen von geringer Bildung des Geistes und des Herzens so häufig findet, wenn die Erreichung eines bestimmten Zieles ihnen vorschwebt, dies Alles, ohne von diesem Streben sich abbringen zu lassen — nur einen Punkt gab es in ihrem zugleich rohen und verdorbenen Gemüth, in dem sie verletzlich war — gleichsam doch noch ein verborgenes, von der Gemeinheit eines tempelschänderischen Götzendienstes unberührtes Allerheiligstes — ein Altar stand darin, der keinem unbekannten Gott geweiht — Albrecht Dürer war sein Heiliger.

Der Meister hatte sein Versprechen gehalten — er hatte sie noch einmal gemalt. Da sie hiezu zu ihm ging, war sie schon bei Löffelholz, aber sie hielt diese Gänge vor ihm geheim und wußte es in gewohnter List und Verschlagenheit so einzurichten, daß er nichts davon bemerkte. Auch das Bild, das ihr Dürer schenkte, verbarg sie sorgfältig, das theuerste Heiligthum, welches sie besaß.

Wie sie zuerst wieder bei Dürer erschien, um zu diesem zweiten Gemälde zu sitzen und die reichste Tracht angelegt hatte, die nur in manchen Schnitten von der

der Patrizierinnen abwich, hatte sie Dürer mit vorwurfsvollen Blicken empfangen und ihr gesagt, daß er ja gewünscht, sie in ihrer gewohnten bürgerlichen Kleidung zu malen, worauf sie antwortete: „Diese ist es, ich bin die Braut eines Rathsherrn, nur soll es noch geheim gehalten werden“; da hatte er sie vor eitler Selbsttäuschung eben so sehr gewarnt, wie vor absichtlicher Lüge, hatte ihr gesagt, daß Hoffart vor dem Falle komme, und daß sie sich hüten möge, sich selbst in Versuchung zu führen, da es schon genug sei an den Versuchungen Anderer.

Ihm gegenüber war sie roth geworden und hatte die Augen niedergeschlagen, was ihr bei keinem andern Manne begegnete — bald aber hatte sie wieder den Muth gehabt, sich hoch und theuer zu vermessen, daß sie die Wahrheit rede und nicht das Mädchen sei, das sich etwas weiß machen lasse, noch weniger aber sich betrügen und in Unehre bringen, daß sie wisse, was sich gezieme, aber auch nie einsehen würde, warum sie schlechter sein solle, als die hochmüthigen Bürgers- und Patriziers-Töchter, die nur darum mit der Tugend prahlten, weil sie keine besäßen, oder wenn sie dieselbe besäßen, — das nur ihrem gezwungenen Stillleben zu danken hätten, in dem sie keiner Anfechtung ausgesetzt wären. —

Darauf hatte Dürer noch einmal seine Warnung vor der Hoffart wiederholt, und daß man niemals im schlechten Beispiel oder in den Sünden Anderer eine Entschuldigung für die eigenen finden dürfe — in seiner gewohnten milden Art hatte er fast eine Abbitte für sie gehabt, wenn seine gut gemeinten Worte sie sollten beleidigt haben, so daß sie nur um so mehr ihren Stolz darein setzen wollte, um ihm zu beweisen, daß sie seine gute Meinung verdiene — sie wollte rein vor seinen Augen wandeln und schon um seinetwillen mußte sie Alles daran setzen Frau Löffelholz zu werden, damit Dürer ihr seine Achtung bewahre, ja noch mehr, damit sie in den Kreisen erscheinen könne, denen er angehörte.

Frau Dürer war gewissermaßen berechtigt, auf Gerhaus eifersüchtig zu sein — es gibt eine Art geheimen Instinkt auch in gewöhnlichen Frauennaturen, der sie selten irre führt, wenn er sie auch zu Uebertreibungen veranlaßt, die oft nur auf die Gemeinheit oder die Tugendgleißnerei des eigenen Charakters ein grelles Schlaglicht werfen. Nicht daß Albrecht Dürer je im mindesten sich der schönen Gerhaus gegenüber auch nur zu der geringsten Huldigung hätte hinreißen lassen, die mit seiner Treue und Sittenstrenge im Widerspruch gewesen wäre — aber sein Künstlerauge

war doch in so weit von der äußern Schönheit geblendet, daß er doch an einen edlen Kern in ihr glaubte, und weil er einzelne bessere Züge von ihr erfuhr, — wie schon auch ihr unerschütterlicher Vorsatz, von ihm für ihr Modellsitzen kein Geld zu nehmen u. s. w. — so glaubte er, einen gewissen innern Adel in ihr zu finden, der nur durch die untergeordneten Verhältnisse, in denen sie lebte, gezwungen war, sich zuweilen zu verleugnen — und er nahm sie darum sowohl gegen die Beschimpfungen seiner Frau, wie gegen die üblen Nachreden Anderer in Schutz, die in ihr wieder gar nichts Besseres sahen, als eine jener gemeinen käuflichen Dirnen, zu denen allerdings ein großer Theil der weiblichen Bevölkerung Nürnbergs in wie außer den „Frauenhäusern“ gehörten, auch die letztern erhielten sich in großer Anzahl von dem Rath privilegirt, wiewohl er auch wieder nichts dagegen hatte, wenn die ehrsamen Nürnberger Bürgersfrauen ein solches Frauenhaus stürmten, wie es gerade in jener Zeit mehrfach geschah, wobei denn freilich auch von jenen tugendhaften Frauenzimmern Reden geführt wurden, wie sie höchstens jener Auswürflinge der menschlichen Gesellschaft zum eigenen Gebrauche würdig gewesen wären.

Gerhaus hingegen war von der heißesten Liebe zu

Dürer entflammt, die sich eben nur darum in ihr zu einer schwärmerischen Anbetung umwandelte, die nichts für sich begehrte, weil sie eben die Gewißheit schon von vorhinein ahnte und ohne eine spezielle Prüfung herausfühlte — nichts erreichen zu können. Sie begnügte sich darum mit dem Geringsten. Dürer's Nähe schon ward zur Seligkeit für sie. Wenn sie an die Möglichkeit geglaubt hätte, daß sie ihn vom Pfad der Pflicht und Sittlichkeit verlocken könne, sie würde sich nicht gescheut haben, ihn in Versuchung zu führen — aber eben darum, weil sie einsah, daß er dazu zu hoch stand, höher als alle Männer, die sich ihr bisher genähert hatten, wuchs er ihr zu einem unerreichbaren Ideal empor, dem sie huldigte wie einem Gotte.

Und so auch drängte sich Alles, was irgend Gutes in ihr war, in diesem einen Punkt zusammen. — Vor Dürer's Augen suchte sie unsträflich zu wandeln — ihre Liebe zu ihm machte sie sich zu keinem Vorwurf — es war die Liebe zu einem Heiligen — sie beichtete sie auch darum nicht in der Lorenzkirche, da sie alle ihre Sünden beichtete — für das, was das Beste in und an ihr war, brauchte sie keine Absolution. In diesem Punkte war sich dieses in Moral wie in Bildung so tief stehende Mädchen völlig klar — klarer als die

in jeder Beziehung hochstehende Isolde, die ja ein ähnliches Gefühl beseelte.

Es war der katholische Zug nach Anbetung, der in den Frauen lebendig war und die Heiligen von den oft entweihten Altären in's wirkliche Leben der Gegenwart versetzte.

Wie geheim nun auch Gerhaus ihre Gänge zu Dürer gehalten — ein Zufall hatte sie einige Zeit nachher Martin Löffelholz doch verrathen. Er war ein eifersüchtiger Tirann und da Gerhaus nicht dahin zu bringen war die Wahrheit zu gestehen, daß sie für sich selbst Dürer gemalt, weil sie das Bild sonst hätte abliefern müssen und dazu sich in keinem Falle verstanden hätte, da es ihr größter Schatz war, den sie besaß, weil er von seinen Händen kam — so legte Löffelholz ihren Besuchen bei Dürer nur die gemeinste Bedeutung unter. Vielleicht war er selbst weit entfernt daran zu glauben, denn auch selbst ihm war Dürer's durchaus fleckenloser Wandel bekannt, da aber eben seine Leidenschaft im Abkühlen war, so griff er jede Gelegenheit auf, die ihm eine Waffe gegen Gerhaus in die Hand gab und ein Mittel werden konnte, — sich ihrer wieder zu entledigen, sobald sie es wünschte.

Das war es, was Gerhaus am allertiefsten ver-

wundete, was sie Löffelholz nie vergab — und doch besaß sie auch wieder den Trotz und Stolz nicht durch Vorzeigung des Bildes — sie hätte ja nur zu sagen brauchen, daß sie sich habe heimlich malen lassen, um Löffelholz eine Ueberraschung zu bereiten — sich zu rechtfertigen — oder wenn er trotzdem ihrer Unschuld nicht hätte glauben wollen, so besaß sie wieder — wenn auch nur eben Dürer gegenüber, zu viel Scham, als daß sie ihn hätte zu ihrer eigenen Rechtfertigung aufrufen mögen, wollte sie selbst lieber leiden als ihn ein Leid zuzufügen, wie er wahrscheinlich empfunden hätte, wenn Löffelholz eifersüchtiger Verdacht ihm zu Ohren gekommen — durch sie selbst sollte es wenigstens nicht geschehen, wenn sie auch nicht wußte, ob sie es verhüten könne, daß es nicht durch Andere geschah.

Seitdem aber haßte sie Löffelholz aus tiefster Seele, wenn sie auch das nicht hinderte noch Alles aufzubieten, um seine Gemalin zu werden — ja, mit einer Art von Fanatismus versuchte sie Alles aus dem Wege zu räumen, was sie hindern konnte dies Ziel zu erreichen, so wie sie Alles zu erfassen trachtete, was sie ihm zuführen konnte.

So umgab sie ihn überall mit ihren Späherblicken. So hatte sie wiederholt Georg Glockendon und Jerta

Echter vor ihm gewarnt, so war sie ihm nachgegangen, als der Bischof von Bamberg einzog und sie das für sie schreckliche Zusammentreffen mit dem Nachrichter Hartwig Rotter hatte. So versuchte sie am selben Abende der Festtafel sich in das Haus des Schultheißen als Mönch verkleidet zu drängen, weil sie hatte sagen hören, daß Löffelholz, der bis dahin dasselbe als abgewiesener Freier gemieden, es nur darum wieder betrete, um doch noch seine Verlobung mit Anna von Weichsdorf zu feiern. Wäre es der Fall gewesen, so würde Gerhaus sich nicht gescheut haben hervorzutreten und ihre Rechte auf ihn öffentlich geltend zu machen — aber von der Dienerschaft, die sie ausgehorcht, hörte sie, daß sie falsch be ichtet war und so ging sie wieder — freilich von Ulrich entlarvt und noch einmal in die schreckliche Gesellschaft des Nachrichters gebracht.

Mit der allen selbst gesunkenen Geschöpfen eigenen Freude, wenn sie auch Andere aus einer reineren Sphäre sich nachzerren können in den Sumpf der Gemeinheit und jener scharfen Beobachtungsgabe, die ihr eigenes besseres Gefühl für Dürer ihr verlieh, errieth sie ein geheimes, weil durch seinen Stand verbotenes Liebesverhältniß zwischen Isolde und dem Baubruder, als sie diesen die Jungfrauen in ihre Gemächer be-

gleiten und dann erst nach längerer Zeit wieder herabkommen sah — und da ihr Ulrich für ihre muthwillige Bemerkung die Kapuze vom Haupte riß und sie nun der Gefahr von Vielen erkannt worden zu sein durch ihn preisgegeben war, fühlte sie zur Rache an ihm sich aufgestachelt — wenn auch nur so, daß sie sich vornahm jede Gelegenheit zu ergreifen, die sich ihr etwa dazu bieten würde, ohne sie zu suchen.

Einmal, da sie auch dem Rathsherrn in der Fastenzeit zu einem Maskenscherz heimlich gefolgt war, ohne von ihm erkannt zu werden, hatte sie ihn zu der Schultheißin von Weichsdorf sagen hören:

„Ich sagte Euch schon, daß ich meine guten Gründe hatte von der Werbung um Anna zurückzutreten — wenn ich auch nicht nöthig habe, Euch dieselben zu nennen, — Ihr wißt ja noch am besten, daß ich ein Mittel besitze — wenn auch ein äußerstes, Euch und Euren Gemal zu zwingen nach meinem Willen zu handeln, denn auch ihn würde der Schimpf mittreffen, wenn Euere Schande offenbar würde.“

„Daran werdet Ihr im Ernste nicht denken,“ hatte sie geantwortet, „es wäre ja auch die Euere!“

Ein verächtliches „Pah“ hatte er hören lassen; ich bin ein Mann — und was man bei Eurem Ge-

schlecht mit Recht als eine schmähliche Niederlage straft, wird uns als ein Sieg vergeben!"

Gerhaus schauderte — wie tief sie selbst auch Löffelholz verachtete, auf welcher niedern Stufe ihre eigene Moral auch stand, wie sehr sie auch das Leben in seiner Gesunkenheit kannte, in diesem Augenblicke begriff sie erst die ganze Gefahr ihrer eigenen Lage, für die es kein Haltpunkt mehr war einen Mitschuldigen zu haben — sie lauschte nun mit um so gespannterer Erregung und hörte die Schultheißin wieder sagen:

„Ihr könnt es nicht beweisen."

„Ich kann es, denn ich habe alle Dokumente aufgehoben, die sich auf diese Geschichte beziehen, die alten wie die neuen."

Gerhaus hörte nichts mehr, weil die Beiden, die Nähe einer dritten Person bemerkend sich zurückzogen und es ihr ohne auffallend zu werden, wodurch es ihr um so unmöglicher ward sie zu belauschen, nicht mehr gelang, ihnen nahe zu kommen.

Aber sie hatte auch schon genug gehört — in fieberhafter Hast eilte sie nach Hause und da sie jetzt noch einige Stunden sicher vor des Rathsherrn Rückkehr war, so machte sie sich daran, seine Schränke, Laden und Kästen zu durchsuchen. Sie wußte ja nun,

daß sie dem halb erlauschten Geheimniß durch Dokumente auf die Spur kommen konnte.

Freilich — würde es ihr etwas helfen? — lesen konnte sie ja nicht!

Nach langem Suchen entdeckte sie in einem Wandschrank hinter dem Bette des Rathsherrn eine kleine eiserne Kasette — es war kein Schlüssel noch Schloß daran, sie mußte auf eine geheime Weise zu öffnen sein.

Lange probirte Gerhaus daran erfolglos. Endlich entdeckte sie in der zierlichen Reliefarbeit einer Seitenwand des kunstreichen Werkes ein kleines Loch; als sie mit einer Nadel hineinfuhr und diese seitwärts drehte, sprang der Deckel auf. Urkunden, Pergamente und Briefe von grobem vergilbten Papier ruhten darin.

Fast verzweiflungsvoll stand sie davor — auf gut Glück nahm sie das Schreiben heraus, das am neuesten aussah, und verschloß dann die Kasette wieder. Sie nahm nur den inneren Brief, den Umschlag mit der Adresse ließ sie zurück.

Nach langem vergeblichen Sinnen, von wem sie sich den Brief könne lesen lassen, kam ihr plötzlich der Gedanke an Georg Glockendon.

Er war ihr ja Dank schuldig, war schon halb und halb ihr Vertrauter. Sie hatte ihm ja zu allererst und

dann noch öfter gerathen vor Martin Löffelholz auf seiner Hut zu sein und noch mehr Jerta vor ihm zu behüten — an ihm konnte sie einen Bundesgenossen finden, der zur rechten Zeit zu schweigen, wie zu reden und zu handeln verstehen würde. Freilich mußte sie die Vorsicht brauchen ihm nicht zu sagen wie sie zu dem Briefe gekommen war, zunächst auch nicht, daß er an Löffelholz gerichtet sei, wenn der Inhalt das nicht selbst verrieth, was sie ja doch nicht wissen konnte.

Jene in Wahrheit heilige Scheu, die sie vor Dürer empfand, so wie die Möglichkeit, daß Löffelholz vielleicht nach seinem einmal ausgesprochenen Verdachte am ehesten aufpassen lassen würde, ob sie ihre Schritte wieder in die „Zisselgasse" lenke, ließ sie diese vermeiden, und da sie Georg's Wohnung nicht weit von der Fleischbrücke an der Pegnitz bald erfahren, so nahm sie dorthin ihren Weg. Daß der Baubruder Ulrich mit in demselben Hause wohnte, wußte sie nicht.

Um Glockendon sicherer zu treffen, mußte sie bis zu einem Sonntag warten, an dem zugleich Herr Löffelholz mit Andern seinesgleichen in einer Trinkstube zu sitzen pflegte, bis er erst nach stundenlanger Abwesenheit taumelnd nach Hause kam. Klug berechnete sie,

daß in derselben, welche sie wählte, auch die Mutter Glockendon nicht zu Hause sein würde, da sie zu den gewissenhaften Kirchengängerinnen gehörte.

Wirklich erreichte sie was sie wollte — sie traf Georg allein, fleißig malend an seinem eigenen Bilde, das er Jerta schenken wollte, es war noch ehe sie sich in's Kloster geflüchtet hatte.

Nicht wenig war er verwundert Gerhaus bei sich eintreten zu sehen, aber nur ganz erfüllt von den Gedanken an Jerta, und weil er wußte, in welcher Verbindung sie mit Löffelholz war, dachte er sogleich, daß es nur dies Interesse sei, in dem sie kam, und so hieß er sie, wenn auch mit einer gewissen Beklommenheit, freundlich willkommen.

Allerdings hatte er sich nicht getäuscht — sie dehnte ihre Warnungen auf Jerta's Vormund aus, mit dem der Rathsherr im vollsten Einverständnisse sei, dann sagte sie wie nur so nebenher: „Ich habe da ein Papier gefunden, von dem ich nicht weiß, wem's gehört, und das ich deßhalb in unrechte Hände geben könnte, ich kann nicht lesen, lehrt mich den Inhalt kennen, damit ich dann mein Verfahren darnach richten kann.“

Arglos nahm er es und las:

„Ich habe erfahren, daß Euer todtgeglaubtes Kind als ein Predigermönch in Nürnberg lebt. Das Ge-

nauere über ihn zu erfahren, dürfte wohl möglich sein, falls Ihr, da Ihr ohne Erben seid, vielleicht gesonnen wäret, ihn dazu einzusetzen oder — falls Ihr ein Mittel brauchen solltet auf die Schultheißin einzuwirken, jedenfalls könnt Ihr sie durch diese Mittheilung schrecken."

Der Brief hatte keine Unterschrift und kein anderes Datum als die Jahreszahl 1509.

Das war damals oft so üblich, wo die expressen Briefboten den Schreiber nannten.

Georg sah Gerhaus fragend an, was wohl davon zu halten sei? wie sollte er klar zu sehen vermögen?

Sie aber konnte es, nach dem was sie erlauscht, und da sie wußte, daß Löffelholz der Empfänger des Briefes war — auf eine längere Erklärung wollte sie sich vor der Hand gegen den jungen Maler nicht einlassen, was sie wußte, war ihr immer lieber für sich allein zu wissen.

Ohnehin wurden sie in diesem Augenblicke gestört. — Ulrich hatte die Thüre geöffnet ohne zu klopfen — einen finstern Blick warf er auf Gerhaus, einen erschrockenen auf den Jüngling — dies unwürdige Geschöpf bei ihm — bei ihm, so berechnet in dem Momente, wo die Mutter in der Kirche war!

Gerhaus verstand diese Blicke, ein spöttisches Lä-

cheln zuckte über ihr Gesicht, zog ihre Lippen zurück — es war fast als ob sie ihm die großen weißen Zähne, fest auf einander gekniffen, wiese.

„Nicht wahr," sagte sie zu Georg mit einer diesen jetzt selbst verletzenden Vertraulichkeit, „nicht wahr, wenn ein schmuckes Bürschlein wie Ihr und ein Frauenzimmer wie ich zusammen sind, da darf ein frommer Baubruder das Aergste denken! wenn er aber nicht am hellen Tage, sondern zu nächtlicher Stunde, weil es ihm verboten ist sich mit Fauenzimmern zu führen und zu scherzen zur vornehmen Schultheißentochter schleicht, da ist es ein Verbrechen sich darüber zu wundern, für das man bestraft werden muß? — Ich nehme Euer Wort mit mir, daß Ihr schweigt!" sagte sie und ergriff Georg's Hand.

„Ein Mann, ein Wort!" vermochte er nur zu sagen, denn was er weiter verweisend hinzufügen wollte, das hörte sie nicht, weil sie schnell durch die Thür schlüpfte.

Einige Zeit beichtete sie in der Kirche zu St. Lorenz. Sie beichtete weniger um ihrer Sünden willen, als weil sie gern ergründen wollte, ob der beichthörende Predigermönch vielleicht derjenige sei, dessen Eltern sie kannte, wenn sie das wußte, so meinte sie viel gewonnen zu haben, um zu ihrem Ziel zu gelangen.

X.

Charitas Pirkheimer.

„Ein Frühlingsfest! so feiert es die Menge — aber die andächtigen Herzen feiern es anders!“ Diese Worte Ulrich's hallten in Isolden's Seele nach wie die Klänge einer Orgel im erhabensten Dom.

War sie denn schuldig, daß sie ihn liebte — war sie es nicht? Warum kam nur immer diese Gerhaus in ihren Weg, gleich dem unheimlichsten Schatten? Bald war es Isolde als flöge sie hoch erhaben über alle Schranken dahin — bald wieder als zerre ein spottender Dämon in einen Pfuhl sie hinab. Zuweilen auch erschien ihr Elisabeth — war es im Wachen oder im Traume — auch das wußte sie kaum! Aber auch diese Erscheinung blieb sich nicht gleich. Bald breitete Elisabeth ihre Arme liebkosend über Isolde, wie sie es ihr im Leben oft gethan und spräche zu ihr: Du schienst eine so gelehrige folgsame Schülerin, die vor den

Männern und der Liebe sich hüten wollte — und bist ihr nun doch erlegen — aber freilich nur dem Einzigen gegenüber, bei dem ich es dir vergeben kann — aber dann war es wieder als würde Isolde naß von Elisabeth's Thränen, und sie flüsterte: Nun bist du auch dem Leide geweiht wie ich, denn er ist dir ja doch verloren! — Und dann wieder sah sie Elisabeth sterben und fühlte das Blut, das aus der klaffenden Wunde quoll, über sich strömen und hörte sie rufen: Ich durfte in seinen Armen sterben — weh' dir, wenn du wähnen könntest, du dürftest darin leben — dann komme mein Blut über dich! Und dennoch hob sie sich ein andermal wieder als verklärte Lichtgestalt aus ihrem Sarkophag in der Kapelle, nahm Ulrich und Isolden's Hände und schwebte vor ihnen her durch den herrlichen Bau der ganzen Kirche, höher und höher — und sie schwebten ihr nach, von Geisterhänden gezogen. An der herrlichen Rose über der Brautthür ruhten sie einen Augenblick, dann flogen sie höher auf wie leichtbeschwingte Vögel durch den Säulenwald, endlich durch das höchste Gewölbe des Doms, und höher und höher bis zur höchsten Spitze des Thurmes, bis nichts mehr sich über ihnen wölbte als der blaue Himmel — und wie man zuweilen auf höchster Thurmspitze die Gestalt eines Heiligen sieht, so richtete Elisabeth jetzt

dort sich auf, und rief zu den Beiden, die sie sich nachgezogen: wie klein und niedrig erscheint nicht Alles von solcher Höhe! wollt Ihr Euch hier auch noch halten an menschliche Satzungen und Gebräuche? wollt Ihr nicht den Muth haben Euch auch vor den Augen der Welt dahin zu stellen, wo Ihr steht vor den Augen Gottes?

Ein liebendes Frauenherz bedarf ja so wenig Nahrung für seine Liebe — ein einziges Wort vom Frühling wie jenes Ulrich's konnte gleich einem sonnenwarmen Lufthauch eine sproßende Blumenwelt vor Isolden's Blicke zaubern. Süße, berauschende Düfte wehten sie an, Nektartropfen fielen aus den geöffneten Kelchen — eine Lerche flog jauchzend zur blauen Wölbung des hohen Himmelsdomes, eine Nachtigall trillerte wehmüthig im Buchenhain. Mit einer schmelzenden Melodie begleitete sie jene Träume von Elisabeth.

Regt sich's doch überall im Frühling und hebt sich doch auch die keuscheste weibliche Brust dann von einem Bangen und Sehnen, Wünschen und Hoffen, das keinen Namen hat und nur in stillgeweinten Thränen seinen Ausdruck findet!

Isolde hatte Ulrich gemieden seit sie sich von Pirkheimer's Werben ihrer Empfindung bewußt geworden. Was ihr im Beichtstuhl befohlen worden, was sie sich

selbst gelobt, hatte sie mit höchster Selbstüberwindung zu erfüllen gestrebt. Um ihn nicht mehr zu sehen wich sie jedem Ort und jeder Stunde aus, wo sie Ulrich begegnen konnte; um ihren Gedanken selbst an ihn zu entfliehen, kehrte sie mit Eifer zu jenen gelehrten Studien zurück, die sie einst schon unter Elisabeth's Augen und dann noch mehr unter Charitas Pirkheimer's Augen begonnen hatte.

Oefter als sonst weilte sie jetzt im Klarakloster. Sie fühlte sich verpflichtet nach ihrem Schützling Jerta Echter zu sehen, sie verlangte öfter die Aebtissin Charitas zu sprechen, um sich von der hochgelehrten Jungfrau über Das und Jenes belehren zu lassen, was ihr in den gelehrten Schriftstellern dunkel geblieben, die sie theils in der lateinischen Ursprache las, theils in den Uebersetzungen, mit denen eben damals sich die deutschen Gelehrten zu beschäftigen begannen, wie denn Willibald Pirkheimer selbst bereits mehrere geliefert und seiner Schwester Charitas gewidmet hatte, z. B. die Werke des heiligen Fulgentius und andere.

Eben darum hatte Isolde auch Zutritt zu der Aebtissin, wenn diese in der Bibliothek verweilte. Wie streng auch Charitas auf treue Befolgung aller Klosterregeln hielt, die dem heiligen Zwecke desselben entsprachen, so wußte sie doch das Klosterleben gleich fern

von jener mehr abstumpfenden als begeisternden Ascese zu erhalten, welche selbst in Allem was die wahre Bildung fördert, eine Beeinträchtigung der christlichen Pflicht erblickt, wie von jener den Zweck des Klosters geradezu verhöhnenden Sittenlosigkeit, von der das nahe gelegene Kloster Engelthal ergriffen war. Wie Charitas das Ideal einer gelehrten Frau der damaligen Zeit, so war sie auch das Ideal einer Aebtissin. Ihre Seele war in Wahrheit dem Herrn geheiligt, und so wußte sie ihm selbst Alle zu heiligen, die sie in ihre Hut genommen. Sie förderte Alles was zur Heiligung dienen konnte — nicht nur ein Leben voll dumpfen Hinbrütens, sondern voll echter Frömmigkeit, Streben nach Belehrung und Kenntnissen, nach Wissenschaft und Kunst. Dem alten Beruf der Klöster, die Pflanzstätten derselben, wie einst sogar aller Kultur zu sein, suchte sie wieder zu ihrem Recht zu verhelfen — und zwar um so mehr, als sie von dem Streben durchdrungen war, ihr eigenes Geschlecht den Zeitgenossen auf der gleichen Stufe mit dem männlichen zu zeigen. So unterhielt das Kloster eine Kostschule, welche Mädchen meist aus den ersten Familien Nürnbergs vom zehnten bis achtzehnten Jahre besuchten, nachdem sie sich zu bestimmen hatten, ob sie noch als Novizen im Kloster bleiben und nach der

gesetzlichen Frist den Schleier nehmen oder zu ihren Familien zurückkehren wollten. Diesen Unterricht, viel gründlicher und umfassender als er sonst wo ertheilt ward, leitete Charitas selbst und die fähigsten Nonnen unterstützten sie dabei. Einen Theil ihrer Zeit widmete sie den gelehrten Studien und einem lebhaften Briefwechsel mit ihrem Bruder Willibald, ihrem Schwager Martin Geuder, ihrem Jugendfreund Albrecht Dürer und vielen ausgezeichneten Männern auch außerhalb Nürnbergs. Der gekrönte Dichter und Humanist Konrad Celtes hatte einst auch zu denselben gehört. Viele dieser gelehrten Männer besuchten sie zuweilen im Sprachzimmer, wo sie verschleiert hinter dem Gitter erschien, indeß ihre Schwestern und die ehemaligen Kostgängerinnen des Klosters zu bestimmten Stunden und Tagen in der Bibliothek bei ihr Zutritt hatten.

Dort war auch eines Tages Isolde bei ihr. Sie hatten zuerst von Jerta gesprochen und Charitas versichert, daß dieselbe mehr und mehr jene ängstliche Scheu ablege, die sie Anfangs gezeigt, sich fleißig im Lesen und Schreiben übe, worin sie sehr zurück gewesen, und Geschmack an dem Studium heiliger Schriften gewinne, wodurch zumeist ihre weiblich verworrenen Begriffe sich läuterten und klärten.

„Mit wahrem Vergnügen,“ sagte dann Charitas

zu Isolde, „sehe ich auch, wie du selbst dich jetzt mit erneuertem Eifer den heiligen Wissenschaften zuwendest und gleich mir selbst einen Sporn darin findest den Männern zu zeigen, daß wir Frauen ihnen im Streben und Erkennen nicht nachzustehen brauchen. Sieh, hier sind die Werke der heiligen Nonne Roswytha," fuhr sie fort, ein in weißes Schweinsleder gebundenes Buch von dem Bücherbrett nehmend, „die Konrad Celtes zuerst entdeckt und mir einst gewidmet hat. Vielleicht erinnerst du dich noch seiner und hast seine Werke selbst, die er deiner Muhme Elisabeth verehrte?"

Isolde bejahete — in ihrer Kindheit hatte sie ihn einmal gesehen, und wohl wußte sie, daß ihn Elisabeth einst nicht nur auf den Wink Kaiser Friedrich's III. in Nürnberg zum Dichter gekrönt, sondern auch geliebt hatte.

„Sein demüthiger Eifer," fuhr Charitas fort, „ist alles Lobes werth, mit dem er die Schriften und Gedichte eines schwachen Weibes studirt, an's Licht gebracht und dem Drucke übergeben hat und das gebrechliche Geschlecht nicht verachtet, noch den niedern Stand einer Nonne. Wie gern gestand ich ihm selbst bei diesem Anlasse, daß er ganz gegen die gewöhnliche Sitte so vieler Gelehrten oder vielmehr Hochmüthigen gehandelt, welche mit großer Uebertreibung alle Worte,

Handlungen und Reden der Frauen so sehr herabziehen und gering schätzen, gleich als hätte das andere Geschlecht nicht einen und denselben Schöpfer und Erlöser gehabt, und welche nicht wahrnehmen, daß die Hand des höchsten Künstlers noch lange nicht kürzer geworden. Trefflich hat er hierin den heiligen Hieronymus nachgeahmt, welcher unser Geschlecht nicht verachtete, sondern keine Scheu trug gottgeweihete Jungfrauen in heiligen Wissenschaften zu unterrichten auf ihre Bitten hierum, da sie von geistesträgen und müssigen Männern gänzlich darin vernachlässigt waren. Niemals werde ich hier, wo ich nur herrsche um zu dienen, eine solche Vernachlässigung dulden — wärest du hier an meiner Seite, du würdest mir Großes vollbringen helfen, da dich dasselbe Streben beseelt!"

Isolde schüttelte langsam das schöne Haupt: „Ihr beurtheilt mich allzu gütig." Ihr würdet mich nicht mehr in einem so günstigen Lichte erblicken, könntet Ihr in mein Inneres sehen!"

Charitas wollte dennoch ihre höhere Meinung von Isolde aufrecht erhalten, aber diese, wohl gewohnt ungerechten Anfeindungen gerechten Stolz entgegenzusetzen, ertrug dafür kein Lob, dessen sie sich nicht würdig fühlte. Sie wehrte das nochmals ab, und sagte

endlich nach mannigfachen Hin- und Widerreden, vom Drange ihres Herzens überwältigt:

„Und wenn ich nun doch mich nur in Bücher vergrabe, um auch darin mein Herz vor mir selbst zu verbergen? Wenn ich nur darum den Kreis meiner Gedanken erweitern will, um den meiner Gefühle zu verkleinern? Wenn ich lieben muß, wo ich nicht lieben darf?“

Charitas' ruhig ernste Züge schienen bei diesen Worten von düstern Schatten der Wehmuth überzogen zu werden. „Wenn es so ist,“ sagte sie nach einer Pause, „hier ist der beste Schutz gegen solche Gefühle, hier heilen alle Wunden — bleibe bei mir — im Kloster!“

„Nein, edle Charitas,“ sagte Isolde, sich sanft aus der sanften Umarmung der Aebtissin losmachend; „vor der Reinheit Eueres Strebens schlage ich die Augen nieder, Ihr seid groß und edel, daß Ihr mich nicht als eine Unwürdige gleich nach diesem Wort verdammt, aber Ihr seid von je zu erhaben gewesen über solch' eine weibliche Schwäche, als daß ich es wagen könnte mit der meinigen unter Euern Augen oder an Eurer Seite zu wandeln, auch wenn Ihr bereit seid sie zu vergeben!“

Charitas blickte mit großen Augen fest auf Isolde —

bei aller Sanftheit lag ein fast zerschmetternder Ausdruck darin, ein schmerzliches Lächeln spielte um die feingeformten Lippen, ein Lächeln wie man es bei verklärten Geistern denken möchte, die man hoch und selig preist und die doch der irdischen Schmerzen, die sie einst erduldet, noch gar wohl bewußt sich sind. „Weil du mich nicht leiden gesehen, weil die Welt meine Empfindungen nicht erfahren, denkst du mein Herz habe nicht auch schlagen können wie das deine? Was kann dich berechtigen mich für ein Wesen aus anderem Stoff zu halten als du selbst bist? Der Augenblick freilich, in dem ich mein Gefühl erkannte — ein Gefühl, das ich bekämpfen mußte wie du das deine und das vielleicht vermessener war als dies — wisse denn: denselben Baubruder, den Elisabeth geliebt, kannte und liebte auch ich — ich sah ihn als er einen Kameraden retten wollte, in Lebensgefahr schweben auf der Spitze des Thurmes von St. Lorenz — nur ein Wunder fast konnte ihn retten — an meiner Verzweiflung erkannte ich mein Gefühl. In diesem Augenblicke gelobte ich den Heiligen, wenn sie ihn beschützten, mich dem Kloster zu weihen; von dem Augenblicke da er gerettet war, betrachtete ich mich als eine Braut des Himmels. Ich fühlte, daß ich nicht lieben durfte wo ich liebte — und ging in das Kloster — nun ver-

damme die Aebtissin, die du eben zu einer Heiligen, zu einem übermenschlichen Wesen machen wolltest — und die darum verpflichtet war dir zu beichten! Sie hatte sich erhoben und stand mit hoch aufgerichteter Gestalt und doch gesenkten Hauptes vor Isolde.

Diese sank zu ihren Füßen und hüllte ihr Gesicht in das Gewand der Aebtissin: „Heilige Jungfrau!" rief sie, „auch Ihr, auch Ihr! es ist derselbe — den ich liebe!"

Einen Augenblick stand Charitas betroffen. Daß sie das nicht gleich errathen! Sie wußte ja, daß Ulrich wieder hier war — er war ein Freund Willibald's — und wie sie geistig trotz ihrer Abgeschiedenheit mit fortlebte in dem Kreise der Wissenschaft und Kunst, der Gelehrten und der Künstler, so hatte man ihr auch gesagt, daß dieser hochbegabte Steinmetz wieder arbeite in der Bauhütte von Nürnberg und in der Kapelle der Scheurl und Behaim — warum hatte sie nicht gleich gedacht, daß nur er es sein konnte, zu dem Isolden's Herz sich verirrte? so fragte sie sich einen Augenblick, und dann sagte sie, zwar unendlich sanft, aber mit der ganzen Macht einer Ueberredungskunst, die auf innerster Ueberzeugung ruht:

„Ich ging in das Kloster. Hier konnte ich im Geiste einen Tempel bauen zur Ehre Gottes wie der,

zu dem meine Gefühle schweiften in der Wirklichkeit. Ich wählte eine Gemeinschaft der Heiligen, weil auch nur der leiseste Gedanke an eine irdische ein Verbrechen gewesen wäre. So heiligte ich dies Gefühl im klösterlichen Gelübde, bis die Zeit und ein höheres Streben es ganz erst aufgehen und dann untergehen ließen in meinem hohen Beruf. Ueber ein Jahrzehent ist seitdem vergangen, und ich kann lächeln über meine einstige Schwäche, aber ich kann sie segnen, weil sie mich auf diesen Pfad des Heils geführt hat — und wenn du mich verehrst, wie du oft gesagt, so folge mir nach — bleibe bei mir im Kloster! ich habe dich nie dazu überreden, nie zu diesem Schritt dich drängen wollen, aber wie es nun mit dir steht, so ist es meine Pflicht Alles zu versuchen, um dich an's Klarakloster für immer zu fesseln."

Und Charitas that, wie sie sagte: Sie schilderte Isolden die Gefahr, die ihrer warte, wenn sie nicht vor ihr fliehe, die Gefahr, die bei Isolde um so größer sei, wenn Ulrich ihr Gefühl ahne, vielleicht theile, während Charitas gewiß war, daß ihr gegenüber Beides nie der Fall gewiesen; sie fühlte auch, daß Isolde jetzt oder nie sich entscheiden müsse — jetzt, wo sie unter eigenen Selbstanklagen, unter der Beschämung des Geständnisses, jetzt, wo sie schon für Stunden

eine Zuflucht im Kloster suchte, die für ihr ganzes Leben ihr werden sollte — Charitas war keine Proselytenmacherin im gewöhnlichen Sinne des Wortes, ein einfaches Mädchen, wie Jerta Echter, ließ sie still gewähren und sprach nicht ein einziges Wort, sie für das Klosterleben zu gewinnen — nur ein so begabtes Wesen wie Isolde, das sie in geistiger Beziehung und nun auch in der des Herzens sich verwandt fühlte, wünschte sie für immer — nicht egoistisch an sich, sondern an das Kloster zu fesseln, um ihm zur Zierde, vielleicht zur Stütze zu gereichen in Tagen des Kampfes, die sie zuweilen ahnte.

Draußen war die Sonne im Untergehen und warf wunderbare Lichter von Gold und Purpur durch die kleinen runden Fensterscheiben in tiefer Spitzbogenwölbung in das hohe, kahle Gemach — war es eine Lockung des Lebens, war es ein feierlicher Abschiedsgruß? Ein stürmisches Wehen geleitete den sinkenden Tag und warf trotz dem Gitter eines der schlechtverschlossenen Fenster auf — auf den schwankenden Zweigen eines frischausgeschlagenen Rosenstrauches saß ein zwitscherndes Rothschwänzchen — nicht lange — dann flog es zu dem lockenden Gefährten, der die gegenüberliegende Klostermauer überflatterte — das war auch eine Frühlingsfeier — aber ein Klosterglöck-

chen rief in in die Kirche zum Gebet — beinahe hätte die Abtessin versäumt, ihm zu folgen, sie, die auch in der pünktlichsten Befolgung der kleinsten Klosterregel den Nonnen ein leuchtendes Vorbild war.

Isolde hatte noch nicht wieder zu sprechen vermocht — jetzt schreckte das Läuten sie auf, — ein Wort des Abschiedes mußte gesagt werden — ein Wort der Entscheidung schien Charitas zu fordern.

Isolde küßte ihre Hand und sagte: „Nein, nein — es ist doch anders mit mir und Euch — nicht in ein Gefängniß will ich gehen, um frei zu werden, nicht eine heilige Stätte suchen mit unheiligen Gedanken, nicht mir selbst untreu werden, nicht dem Versprechen, das ich Elisabeth gegeben.“

„Thörin!“ rief Charitas, zum ersten Mal in eine Art von heiligem Zorn entbrannt — „Elisabeth hat ihre Schuld mit dem Tode gesühnt und wird nicht daran gedacht haben, daß der, in dessen Armen sie gestorben, auch dich verwirren wird — du gleichst ihr, und nur darum hat vielleicht sein Blick sich zu dir verirrt — schon darum allein hättest du dich vor ihm verbergen sollen. Geh' hin und betrüge dich nur selbst und betrüge ihn — den Himmel und die Heiligen vermagst du nicht zu betrügen.“

So sprechend ging sie mit großen Schritten über

den Saal und verschwand durch die nächste Thüre. — Einen Augenblick noch stand Isolde zweifelnd da und starrte gebeugt vor sich nieder. Dann ging sie eilend durch den nahen Kreuzgang zur Pforte — der eintönige Gesang der Nonnen aus der Kirche hallte ihr von Weitem nach, sie nahm ihn als ein schauerliches Echo mit hinaus auf den Weg.

Im engen Klaragäßchen war es bereits dunkel geworden, als sie es betrat, die Bürger kamen von Spaziergängen, die Arbeiter aus den Werkstätten, es war eben gerade um diese Stunde ein heiter bewegtes Leben, in das sie durch einen einzigen Schritt aus der Todtenstille des Klosters versetzt war — plötzlich sah sie Ulrich an sich vorübergehen.

Er nahm zuweilen diesen Weg, um seiner Mutter eine Stunde der Erinnerung zu weihen. Sie war ja im Klarakloster gestorben und die Frühlingsdüfte, die über die hohe Mauer getragen wurden, kamen vielleicht auch mit von ihrem Grabe.

Ulrich hatte sie gegrüßt — jetzt kehrte er auch wieder um und folgte ihr von fern durch alle Straßen und Gäßchen — in der Nähe ihrer Hausthüre holte er sie ein und sagte:

„Verzeiht, daß ich Euch folgte wie Euer Schatten — wär' ich ein Ritter, hätte ich Euch mein Geleit ge-

boten — so folgte ich Euch nur, um Euch nöthigen Falls zu beschützen, an der Stelle eines Dieners."

„Ich danke Euch doppelt", sagte sie leise, „und möchte Euch gerne besser danken, als mit Worten — mir war bange auf diesem Wege, da ich mich im Kloster bis zur Dunkelheit verspätet hatte, aber da ich Eure Nähe bemerkte, wandelte ich getrost."

„Darf ich Glockendon trösten, daß Jerta nicht immer im Kloster bleiben wird?"

„Gewiß, sie hat eine Botschaft erhalten, die ihr die baldige Heimkehr ihres Bruders meldet."

„Und auch Ihr, auch Ihr werdet nicht in dumpfen Klostermauern Euch der Welt entziehen?"

„Ich, niemals!" rief sie, das erste Wort verwundert, das zweite bestimmt.

„Ich danke Euch!" rief er begeistert — und war verschwunden.

XI.

Eine Schwester.

Sehet Euch um im deutschen Reich — ist es nicht überall ein Drängen und Verlangen nach neuen geordneten Zuständen, nach einem Losringen und Freiwerden von starren Formen, wie von der Tirannei, der Willkür und des rohen Faustrechtes? Ist nicht eine neue Welt entdeckt worden, damit sich die alte durch sie verjünge, nicht ein neuer Seeweg, damit sich die Menschen auf neuen Bahnen begegneten, redet nicht aus den Lettern der Buchdruckerkunst eine deutlichere, für Alle verständlichere Sprache als aus den Steinen, die der gaffenden Menge oft etwas Anderes erzählten als dem geweihten Forscher? Was in ihnen unser Humor zu sagen wagt, indeß wir uns viel dabei denken müssen: daß wir doch die Geweihten sind, die den Andern längst vorangeeilt in klarer Erkenntniß — wird es nicht einst — und vielleicht schon bald —

gesagt werden müssen zu allem Volk in klarer Schrift, was wir zuweilen verstohlen angedeutet? Sind nicht die Humanisten aufgetreten mit neuer Lebensfülle den verknöcherten Scholastizismus zu überwinden, vereinigen sie sich nicht zu gelehrten Gesellschaften, um den vaterländischen Sinn zu wecken, den Geschmack und den wissenschaftlichen Sinn zu läutern? Sind wir nicht einem Sebastian Brandt zu hohem Dank verpflichtet, der in seinem „Narrenschiff" seine Angriffe nicht nur gegen den Adel, der wohl dem Namen, aber nicht der That nach edel sei, sondern auch gegen die Fürsten richtete? Unter Hinweisung auf die Gefahr, welche Deutschland durch die wachsende Macht von allen Seiten drohte, forderte er die Fürsten mit Nachdruck auf, endlich einmal ihrer Selbstsucht Schranken zu setzen und an die Wohlfart des Reiches zu denken, er ermahnt sie, ihrer Pflicht getreu, dem edlen Kaiser Maximilian zu gehorchen und durch aufrichtige Unterordnung unter das gemeinsame Reichsoberhaupt die Würde Deutschlands gegen Außen wieder herzustellen. Erklärte sich doch auch so Johann Geiler von Kaisersberg, der sogar Stellen aus Brandt's „Narrenschiff" zum Text seiner Predigten nimmt. — Und wie diese in deutscher Sprache, kämpfen in lateinischer die Gelehrten für eine Kirchenverbesserung, die,

was wir Baubrüder für uns selbst längst in Anspruch nahmen, nun auch für Alle fordert — und wir sollten zurückbleiben, wo Alles so zum Fortschritt auf neuen Bahnen dringt?“

So sprach Ulrich zu Erhard und zwei andern Baubrüdern, die mit ihm einen Spaziergang in den Reichsforst machten.

„Aber wie meinst du das?“ fragte der Eine von ihnen — „was für einen Fortschritt hast du im Auge?“

„Einen zum Leben,“ sagte Ulrich, „es kommt nichts heraus bei unserer Abgeschlossenheit, in der wir halb Mönche sind und halb Laien — das stammt von den Zeiten her, in denen alle Kunst von den Klöstern ausging. Damals lösten sich die Kunstgeübten allmälig als eine ganze Genossenschaft von den Klöstern los, erhielten ihre eigenen Rechte und Pflichten und zogen von Land zu Land, die heiligen Tempel zu erbauen, wie wir jetzt noch thun. Die heilige Baukunst ward dann nach den erhabenen Lehrsätzen des Pythagoras und später des Albertus Magnus von Köln unter uns von Einem zum Andern gelehrt und sie mußte Geheimniß bleiben, um nicht von der Menge profanirt und durch die Einmischung roherer Hände ihres erhabenen Charakters beraubt zu werden. Das schöne

Band, das uns untereinander verbindet, segne ich tausendmal — aber es sollte nicht dazu gemacht sein, uns von den Andern zu scheiden. Wie wir freie Steinmetze heißen, so sollten wir auch wahre Freiheit haben — nicht nur die Freiheit, die wir vom Papst, von Kaiser und Reich erhalten haben, überall uns niederzulassen, wo es einen Kirchenbau gibt, nicht nur die Freiheit des Gedankens und der Anschauung selbst religiöser Dinge innerhalb unseres Bundes — sondern auch die Freiheit, noch anders denn durch die eben nur uns verständliche Geheimsprache der Steine zur Aufklärung des Volkes zu wirken — die Freiheit, unser eigenes Leben selbst zu gestalten und es nicht in einem Formeldienst selbst aufgehen zu sehen, dem wir uns ja auf dem Gebiete unserer Kunst selbst mit aller Kraft widersetzen. Wir ringen nach Freiheit und Bewegung in den Steinen — aber uns selbst wird sie im Leben nie zu Theil! Wir werfen in den höhern Stufen unserer Kunst die Maßbretter und Aufrisse weg, nach denen wir zuerst die Arbeit gelernt — aber unser ganzer lebendiger Mensch soll ewig nach demselben Maßbrett gemessen, nach derselben Chablone bearbeitet werden!"

„Unrecht hast du nicht", sagte Erhard, „obwohl du eine gar kühne Sprache redest. Aber was mich

noch zumeist verdrießt, das ist, daß trotz allem treubewahrten Geheimniß, trotz dem, daß die ganze Geschichte aller Bauhütten nicht einen einzigen Fall aufzuweisen hat, daß je ein Baubruder zum Verräther geworden wäre und wenn er auch der abscheulichste Verbrecher sonst gewesen und dafür die strengste Strafe oder Buße erlitt — daß dennoch unsere erhabene Kunst nicht unser alleiniges Eigenthum geblieben ist, daß auch die Profanen uns nachbauen und daß aus ihren Händen Kunstwerke hervorgehen, die den unserigen nicht viel nachgeben, ja, daß die Kirchenvorsteher selbst Profankünstler berufen, wenn nicht zum Bau der Kirchen selbst, so doch zu ihrer Ausschmückung. Hat doch unser Propst Kreß selbst das Sakramentshäuslein von Adam Konft anfertigen lassen."

„Er hat dies nur zugegeben, aber doch nicht selbst bestellt", sagte Lukas, der andere Baubruder, „gestiftet hat es Hanns Imhof, um damit eine große Schuld zu sühnen, die sein Gewissen drückte. Ein Imhof'scher Diener war wegen Entwendung eines prächtigen, silbernen Pokals, die er auf der Folter auch eingestand, hingerichtet worden. Nach seinem Tode fand man den noch mit Wein halb gefüllten Pokal unter einem Bett, wohin ihn einer der Gäste aus Bequemlichkeit gestellt, der Diener war unschuldig gestorben und hatte nur

aus Schmerz unter den Marterwerkzeugen bekannt. — Zur Sühne bestellte Imhof das Herrgottshäuslein!"

„Eine Architektonik im Kleinen, aber ein Werk von höchster Vollendung", sagte Ulrich; „daß es aus den profanen Händen eines Bürgers im Greisenalter hervorgehen konnte, beweist eben, daß es mit dem Geheimniß unserer Kunst ja doch vorbei ist, und eben so, daß es den Kirchenfürsten und Dienern selbst, wie der Menge gleich ist, ob ein Werk aus unsern oder profanen Händen hervorgeht, zeigt sich in den bei diesen gemachten Bestellungen — der Nimbus ist dahin, der uns einst umgab, und von der Ausnahmsstellung, die uns geworden, sind uns nur noch die Schattenseiten geblieben, für die Lichtseiten sind die Schranken zertrümmert."

„Der Kirchenmeister Schröger von St. Sebald", begann Erhard wieder, „hat schon vor drei Jahren dem Rothschmied Peter Vischer ein Grabmal des heiligen Sebald übertragen, das nach dem Entwurf ein gewaltiges Werk werden soll. Herr Schröger hat dazu Almosen- und Ablaßgelder eingetrieben — und dennoch überläßt er es profanen Händen. Und auch der Rath betheiligt sich bei der Sache; er hat dem Rothschmied, der mit seiner Frau und seinen fünf Söhnen,

wovon jeder wieder Frau und Kindersegen die Fülle hat, das Haus beim Weißenthurm, welches der Röhrenmeister bisher inne hatte, eingeräumt, damit er mehr Platz zu seiner Arbeit gewinne."

„Die Zeit der Baubrüderschaften ist vorüber", sagte Ulrich, „und auch unsere Zeit wird vorbei sein, wenn wir uns nicht selbst eine neue erobern."

In Erhard wohnte der Groll, wie er in Allen wohnt, die von einem nothwendigen Gesetz der Entwicklung das Fundament bedroht sehen, auf dem sie selbst stehen und die weder den Muth noch die Kraft haben, sich ein neues zu gründen — er zürnte nun mit der veränderten Zeitrichtung, zürnte mit Nürnberg, da er behauptete, an andern Orten sei es anders.

Ulrich schüttelte den Kopf: „Und wenn es so ist", sagte er, „so hält das die Entwicklung doch nicht auf! Nürnberg ist eben andern Städten voraus an Bildung und Aufklärung, in Kunst und Wissenschaft. — Hier steht man auf der Höhe der Zeit, und wenn andere Städte dieser edlen Stadt erst in einem halben Jahrhundert nachkommen, was könnte darin Tröstliches liegen? Was zu Grunde gehen muß, das gehe zu Grunde — und besser doch schon heute, als morgen! Aber Alles, was vom Geiste ist, das kennt keinen Untergang — nur Formen sind es ja, die verge-

hen, und die eben, um nicht zu Ruinen zu zerfallen, sich wandeln müssen aus einer Form in die andere, gleich einem organischen Leben. Nur dies Vermögen bekundet, daß ihnen eine Seele inne wohnt! In unserer Kunst ist Leben und Bewegung — trotz dem, daß unser Material die scheinbar ungefügigen Steine sind — Leben und Bewegung muß auch in den Bauhütten eine Stelle finden unter uns! Einst ward unter uns der Dienst der Kunst als Gottesdienst gelehrt, jetzt dienen wir der heiligen Kunst an sich mit der gleichen Begeisterung, wir haben es tausendfach bekannt und bestätigt in unsern Symbolen — aber jetzt, wo nicht nur die Steine reden, sondern die kleinen eisernen Lettern, jetzt wäre es Zeit, auch auf sie zu achten — wäre Zeit, uns frei zu machen von fesselnden und uns von Andern trennenden Banden, von uns selbst abzuwerfen und aus unsern Hütten zu verbannen, was unserer Zeit nicht mehr gemäß ist und statt unsere Würde zu erhöhen, sie in den Augen des Volkes nur beeinträchtiget. — Wer für die Zukunft wirken will, darf nicht in der Vergangenheit seine Stützen suchen!"

Diese Rede, die den Baubrüdern vielerlei zu denken gab, würde vielleicht noch lange fortgesetzt worden sein, wenn nicht ein weiblicher Hülferuf zu ihren

Ohren gedrungen wäre. Daß der Ton aus dem Walde kam, hörte man wohl, ob aber mehr hinter oder vor dem Pfade, den die Wandernden eingeschlagen, war nicht recht zu unterscheiden, da die Entfernung eine beträchtliche sein mochte und das dichte Gebüsch die Töne dämpfte und zersplitterte. Die Baubrüder theilten sich darum, nach verschiedenen Seiten spähend, und ein Jeder folgte der Richtung, in der er glaubte, den Ruf vernommen zu haben, der fast geklungen hatte wie ein letzter, in Verzweiflung und Kraftlosigkeit ersterbender Schrei.

Als Ulrich und Erhard, die zusammen gingen, weiter kamen, wo der Fußpfad, den sie eingeschlagen, auf einen breiteren Weg führte, der diesen Namen nur in so weit verdiente, daß er so breit als ein paar Pferde Platz brauchten neben einander zu gehen, durch den Wald gehauen war, gewahrten sie eine Dame in einem grünen, mit Gold und Schwarz gestickten Jagdkleid, das an der einen Seite bis fast zur Hüfte durch eine goldene Agraffe aufgenommen war und ein weißes Unterkleid sehen ließ, am Boden liegen. Ein weißer, prächtig geschirrter Zelter neigte sich über sie und leckte ihren weißen Arm, an dem sich ein blutiger Streifen zeigte. Ein graues Hütchen mit langen weißen Federn, die eine Agraffe von Gold und Edel-

steinen hielt, lag zur Seite geworfen, und so fielen ihre rabenschwarzen Locken unbehindert über ein bleiches Gesicht von Energie und stolzer Schönheit. Ihre rechte Hand hielt einen blitzenden Dolch.

Als sie Männertritte hörte, versuchte sie sich ein wenig aufzurichten und sagte dann, den Dolch etwas erhebend: „So viel Kraft hab' ich noch, mich selbst zu tödten!“

„Da sei Gott vor, edles Fräulein!“ rief Ulrich, „ließet Ihr denn nicht einen Hülferuf ertönen? wir kommen nur ihm folgend — Ihr seid verwundet — allein? —“

„Wo ist Euer Gefolge — wie kommt Ihr in diese Lage?“ fragte Erhard gleichzeitig.

„Rechenschaft zu geben hab' ich Euch nicht,“ antwortete sie verweisend, „holt mir Wasser für mich und mein Thier!“ Erhard ging zu gehorchen, da er wußte, daß dem Pfad, den sie gekommen, ein Bächlein zur Seite lief, obwohl er etwas zweifelhaft war, ob sein Filzhut auch genug Flüssigkeit fassen würde.

Ulrich aber ergriff das Pferd am Zügel und sagte: „Erlaubt, daß ich Euern Zelter an den nächsten Baum binde, bis Ihr ihn zu besteigen vermögt, damit Ihr eine andere Stellung annehmen könnt, und daß ich Eure Wunde verbinde.“

„Geh', folge mein Weißkönig!“ sagte sie zu dem Pferde und nickte ihm freundlich zu, so daß es sich Ulrich gehorsam zeigte — dann fragte sie: „Wie weit ist's nach Nürnberg?“

„Etwa eine halbe Stunde.“

„Seid Ihr von dort?“

„Für jetzt ja, ich arbeite dort als freier Steinmetz, mein Gefährte auch.“ — Ulrich kniete jetzt an ihrer Seite, und da Erhard das Wasser brachte, tauchte er ihr Tuch hinein und wusch den Arm — „er ist gebrochen!“ sagte er.

Ihre Hand zuckte wieder nach dem Dolch.

„Keinen Kleinmuth, der sich hinter etwas flüchtet, das wie Größe aussehen soll,“ sagte Ulrich verweisend, „in vier Wochen ist Euer Arm so schön wie zuvor, wenn Ihr mir erlaubt, ihn auf der Stelle einzurichten.“

„Thut es denn, wenn Ihr es einmal lieber mit lebendigen Gliedern, denn mit regungslosen Steinen versuchen wollt,“ antwortete sie, ihn mit fast lauernden Blicken betrachtend — sie biß die Zähne auf einander, um einen Schrei des Schmerzes zurückzuhalten, als er, ohne ein Wort dabei zu sprechen, ihren Arm gerade bog, die Knochen in ihre natürliche Lage zu bringen suchte und dann außer ihrem Tuch, das er

darum gewickelt, noch seinen Ledergurt, den er eilends abband und mit dem Schwert zerhieb, zu einer Schiene darum machte. Eine schwarze, goldgestickte Schärpe, die sie selbst um den Leib trug, knüpfte er ab und wand sie ihr um die Schulter, daß sie den Arm darin als in einer Binde tragen konnte. Erhard war ihm dabei behülflich, denn allmälig ermattete die Dame doch unter dieser schmerzhaften Prozedur, wie sehr Ulrich auch bemüht war sie nur sanft zu berühren, wo nicht die höchste Nothwendigkeit gebot, anders zu verfahren. Er hatte ihr Haupt mit seinem Knie gestützt — ohnmächtig sank sie darauf zurück.

Erhard erschöpfte sich in Muthmaßungen, wer die Fremde sein, wie sie hierher und in diesem Zustand gekommen sein mochte, indeß Ulrich nur daran dachte, wie ihr weiter zu helfen.

„Wir treffen hier fast auf kein Haus bis an die Thore von Nürnberg," sagte er, „über eine Stunde vergeht und es wird fast ganz dunkel, ehe wir sie fortbringen können — sieh' zu, ob du unsere andern Begleiter herbeirufen kannst — wir setzen sie dann wieder auf ihr Pferd und geleiten es alle vier — die Gürtel können wir hinter ihr gekreuzt als Lehne halten, daß sie nicht herabfällt."

„Aber ich bitte dich, ein solcher Aufzug!" sagte Erhard.

„Sollen wir uns wie der Pharisäer betragen und den Hülflosen am Wege liegen lassen, weil wir Baubrüder sind?“ fragte Ulrich.

Erhard entfernte sich einige Schritte und rief laut die Namen der Genossen in den Wald, ließ auch einen durchdringenden Pfiff ertönen.

Indeß richtete sich die Dame wieder auf: „Gebt mir Euern Arm,“ sagte sie, „ich bin nicht so schwach, ich kann stehen und weiter reiten.“

Er half ihr auf — „Ihr wollt doch gegen Nürnberg?“ fragte er.

„Ja,“ antwortete sie und streichelte den Hals ihres Thieres — er half ihr seinen Rücken besteigen, aber sie sank, von der Anstrengung erschöpft, mit dem Oberkörper vor auf seine Mähnen, der Zelter bäumte sich unruhig von dieser ungewohnten Last.

„Ihr müßt mit mir aufsitzen!“ sagte sie zu Ulrich, „ich bin doch noch zu schwach.“

Einen Augenblick zögerte er doch — endlich gehorchte er ihr — Erhard machte eine Bewegung des Schreckens, noch kamen die Gefährten nicht.

Ulrich nahm die Zügel, die schöne Fremde lehnte erschöpft an seiner Brust — er lenkte langsam zur Landstraße hin.

„Schneller!“ sagte sie und kitzelte mit der freige-

glichenen Rechten den Hals ihres Thieres, das sich auf diese Liebkosung verstand und zu galoppiren begann.

„Fürchtet Ihr Verfolgung?“ fragte er.

„Ja,“ antwortete sie kurz.

„Wohin wollt Ihr in Nürnberg?“

Sie ließ die Frage unbeantwortet und sagte nach einer Pause: „Ihr seid ein Baubruder — kennt Ihr einen Gefährten Ulrich von Wildenfels — genannt Ulrich von Straßburg?“

„Ich bin es selbst!“ sagte er.

„Ihr selbst!“ rief sie, wendete ihr Angesicht nach ihm um und versenkte sich stumm und erglühend in seine Züge — fast ward ihm unheimlich dabei zu Muthe.

„Ulrich!“ rief sie und hatte Thränen in den Augen, „es ist eine Fügung des Himmels — Ihr seid mein Retter!“ sie preßte ihr Haupt an seine Brust.

In diesem Augenblicke hörten sie Waffenklirren und Hallohrufe hinter sich — zwei Reisige sprengten heran.

„Halloh!“ riefen sie, „jetzt holen wir den Flüchtling ein und fangen ihn mit der Entführten, der Preis ist unser!“

Ulrich zog sein Schwert und flüsterte der Fremden

zu: „Haben diese ein Anrecht an Euch? es ist meine Pflicht wie mein Wille Euch gegen Unbill mit meinem Leben zu schützen — wenn aber Eure Sache keine gerechte ist, so verbietet mir mein Stand mich in fremde Händel zu mischen!"

„Niemand hat ein heiligeres Anrecht an mich — denn Ihr!" rief sie, sich an ihn klammernd; „die mich verfolgen, sind Leute aus der Burg der Wolfstein, darin ich widerrechtlich gefangen gehalten worden."

„Das könnt Ihr vor Gericht beschwören?"

„Vor Gericht, wie vor aller Welt und vor Gott!" rief sie und hob dabei die Hand zum Himmel.

Eben beugte jetzt der Zelter um die Ecke, die auf die vielbetretene Straße ging, welche durch die Mechelndorfer Haide und zu den Buchenklingen führte.

Dort war gerade heute von dem Rath der Eintritt eines neuen Mitgliedes gefeiert worden, und da es jetzt nach Sonnenuntergang die Stunde der Heimkehr war, so zeigte der Weg sich ungewöhnlich belebt. Unter Andern kamen auch der Schultheiß von Weichsdorf und Martin Geuder mit ihren Gemalinnen, Pirkheimer mit seiner Schwester Eusebia und andere vornehme Nürnberger des Weges daher — eben so waren die verschiedensten Leute aus dem Volke anzutreffen.

„Was gibt es hier?“ rief die Fremde erschrocken.

„Dort ist der Schultheiß von Nürnberg!“ rief Ulrich laut und sprang vom Pferde — „wer eine Klage auszusprechen oder ein Recht zu begehren hat, dem wird er auch hier auf offener Landstraße Gehör schenken!“

Einer der Knappen, welche der Dame gefolgt waren, wich zurück, der andere aber trat keck hervor und sagte, auf Ulrich deutend: „Dieser Mensch da, den man seiner Kleidung nach für einen ehrsamen Baubruder halten sollte, hat das Fräulein aus Birbaum, dem Schlosse Wolfstein's, mit List und Gewalt entführt.“

„Welche Lüge, frecher Bube!“ rief Ulrich; „ich kenne die Dame nicht und sah sie vorhin zum ersten Male, als ihr Pferd sie wahrscheinlich abgeworfen.“

„Hoho!“ unterbrach ihn der Reisige! „Ihr sie nicht kennen! ich habe deutlich gehört, wie sie Euch bei Eurem Taufnamen Ulrich genannt hat.“

„Seid Ihr nicht der kaiserliche Rath Willibald Pirkheimer?“ rief jetzt das Edelfräulein, sich an diesen wendend, nachdem sie sich durch Ulrich hatte vom Pferde helfen lassen, „habt Ihr auch meinen Namen vergessen, so saht Ihr mich doch wohl im Gefolge der Gemalin unseres gnädigen Kaisers Blanka Maria

und erinnert Euch der einzigen deutschen Hofdame, welche die patriotische Italienerin damals um sich duldete? bei Euch, einem Günstling des Kaisers, sucht eine Günstlingin der Kaiserin Schutz und Recht — sucht ihn bei dem wohledlen Rathe dieser freien Reichsstadt, sucht ihn auch bei Euch, Herr Schultheiß von Weichsdorf" — und indem sie das sagte, wendete sie sich an diesen mit einem ganz eigenthümlichen, halb lauernden, halb holdseligen Lächeln, daß ihm ganz sonderbar zu Muthe ward, und dann wieder auf Ulrich deutend, schloß sie, „zunächst aber führte mir der Himmel einen Schützer zu in diesem — —"

Sie konnte nicht vollenden, denn von allen Seiten hatte man sie achtungsvoll umringt; Pirkheimer küßte ihre Hand und sagte: „Fräulein Amanda! wer sollte Euch jemals vergessen! — hier ist meine Schwester Eusebia, mein Haus steht Euch offen für alle Zeit — aber Ihr seid verwundet, wir wollen nach einer Sänfte senden, daß ihr gemächlich in die Stadt kommt — und hier ist Platz, bis dahin zu ruhen — aber wie kommt Ihr hierher — wer sind Euere Verfolger? was soll mit diesen geschehen?" fragte er zuletzt auf den Reisigen deutend, den einige Bürger umringt hatten.

„Es ist ein Diener von Schloß Birbaum," sagte Amanda, „und hat nur seine Schuldigkeit gethan,

wenn er, mir nachgesandt, mich einzuholen suchte — laßt ihn dahin zurückkehren und seiner gestrengen Herrin sagen, daß Amanda für eine Gastfreundschaft danke, die nur Gefangenschaft sei, und daß sie jene in Nürnberg eher zu finden hoffe als auf Wolfstein."

Diese Rede gefiel den Nürnbergern gar wohl, und alle diese erst mehr bestürzten und neugierigen Gesichter der Rathsherren hellten sich auf und strahlten von beifälligem Lächeln — denn was konnte ihnen mehr schmeicheln, als wenn eine Dame, die einst zur Umgebung der Kaiserin gehört hatte, den Nürnberger Bürgern den Vorzug vor den Rittern gab und einen solch' demüthigenden Gruß in's benachbarte Wolfstein vermelden ließ?

„Saget noch, welche Unbilde Euch geschehen?" sagte der Schultheiß doppelt begierig, da er einen ihm verhaßten Namen nennen hörte.

Einen Augenblick schien sich Amanda zu besinnen, — dann sagte sie entschlossen: „Ich bin die Braut Wilhelm's von Wolfstein, aber er selbst ist nicht hier, und ich mag nicht länger gleich einer Gefangenen in dem unwirthbaren Forste leben. Ich will fort, und mein treuer Weißkönig da" — sie streichelte ihren Zelter — „strauchelte im Walde beim schnellen Ritt und warf mich ab — dieser rettete mich — seine

Schwester — Ulrich Euer Vater Amadeus von Wildenfels — war auch der meinige!"

Ulrich neigte sich zu ihr und faßte ihre Hand — „Schwester!" rief er, von einem ganz neuen Gefühl überwältigt.

XII.

Ein Versprechen.

Isolde und Anna waren bei der letzten Feierlichkeit nicht mit an den Buchenklingen gewesen. Anna vor Allen mochte einen Ort nicht wieder betreten, am wenigsten in der Umgebung so vieler Leute, der für sie nur die peinlichste Erinnerung in sich schloß, und der Schultheiß billigte dies Zurückbleiben, da er eben auch nicht öffentlich vielleicht an Ort und Stelle an eine Geschichte erinnert sein wollte, die ihm so viel Aerger, noch mehr in als außer dem Hause bereitet hatte.

Am folgenden Morgen aber beeilte sich die Schultheißin, die trotz aller Vorsicht der Schwestern doch den Verdacht — namentlich durch Löffelholz's Mittheilungen — geschöpft hatte, daß Anna ein Liebesverhältniß mit Wolfstein habe oder gehabt habe, und die Ulrich haßte, weil seine Kunst die Behaim verherr-

lichte und sie die einstigen Beziehungen Elisabeth Scheurl's zu ihm in dem übelsten Lichte auffaßte, da eben nur eine ungenaue Kenntniß derselben zu ihr gedrungen war — um den Vorfall auf den Buchenklingen in ihrer Weise den Stieftöchtern mitzutheilen.

Sie machte viele Worte darum und brachte eine weitläufige, mit hämischen Bemerkungen reichgewürzte Erzählung zu Stande, deren Resultat war: Der Baubruder Ulrich war allein auf einem Pferde mit der Braut Wilhelm's von Wolfstein getroffen worden, die er aus dessen Schloß Birbaum entführt — natürlich wußte sie nicht, wer in ihren Augen verächtlicher dastand: der Baubruder, der die Braut eines Andern entführte, da er doch überhaupt alle Frauen meiden sollte, oder das Edelfräulein, das mit einem andern — und noch dazu so niedrig stehenden Menschen auf und davon ging. Auch Pirkheimer, der die Entflohene mit in sein Haus genommen, bekam den Ehrentitel eines gefälligen Kupplers und verliebten Kavaliers.

War das nicht ein vernichtender Streich, zugleich gegen Isolde wie Anna geführt? Diese blieb nur an der Vorstellung haften, daß Wilhelm also doch eine Braut hatte — Isolde erröthete nur vor Zorn über diese unwürdige Sprache und erschrak bei dem Gedanken, daß Ulrich's Edelmuth ihn in eine Situation habe

bringen können, die ihn vielleicht einem unwürdigen Verdacht oder gar einer Strafe in der Hütte aussetze — daß die Sache sich nicht so verhielt, wie sie Frau von Weichsdorf schilderte, dessen war sie gewiß.

Der Schultheiß erklärte auch bald, daß Amanda von Wildenfels Ulrich's Schwester sei.

Die Schultheißin lachte, wie ihr Gemal sich solch' ein abenteuerliches Märchen habe können aufbinden lassen, das habe man doch gesehen, daß Ulrich selbst auf diesen Einfall nur ungeschickt eingegangen, und selbst wenn Pirkheimer beigestimmt, sei das kein Beweis, da der eben — unbegreiflicher Weise — mit dem Baubruder freundschaftlich umgehe und immer bemüht sei, Alles zu vertuschen und wenigstens für die Oberfläche auszugleichen.

Aber der Schultheiß erklärte, daß Alles genau untersucht werden müsse und da werde die Wahrheit an den Tag kommen; denn da er selbst mit dabei gewesen, wie das Edelfräulein sich in Nürnbergs Schutz begeben und der Verfolger aus Birbaum abgefertigt worden, was leicht wieder zu neuen Streitigkeiten mit den adeligen Grenznachbarn führen könne, so werde man auf die gründlichste Aufklärung dringen müssen.

Die Schultheißin lachte hämisch: „Was Ihr Männer Euch in Eurer hochmüthigen Verblendung

doch Alles einbildet! So sagtet Ihr auch als die erste Rede ging von den frechen Rittern im vorigen Herbst, die sich an den Buchenklingen ungebührlich benommen, damals handelte es sich um Eure eigenen Töchter und Ihr habt die Sache nicht ordentlich herausbekommen, wie gedenket Ihr es jetzt zu thun? — Die Ritter von Jauernberg und Wolfstein drohtet Ihr vor Gericht zu stellen und als Ihr des ersten bei einem neuen Frevel endlich habhaft wurdet, habt Ihr ihn nur eine Weile eingesperrt und dann doch wieder frei ziehen lassen — nur weil der Bischof, der freilich auch ein Herr vom Adel ist, es befahl — so weiß ich, was auf Eure Drohungen wie auf Euern Scharfsinn zu geben ist. Das große Maul habt Ihr immer, wenn aber mehr von Euch verlangt wird, so ist es mit Eurer Weisheit zu Ende — und vollends den Frauen gegenüber, da überlistet Euch jede kecke Dirne, wenn sie nur eine leidliche Larve hat!"

„Weib!" knirschte der Schultheiß, schon mehrmals drohend dazwischen, ohne jedoch den einmal in Gang gekommenen Redefluß hemmen zu können. — Jetzt stampfte er den Fußboden mit seinem eisenbeschlagenen Absatz so gewaltig, daß rings alle Wände bebten und auch die Schultheißin schwieg — vielleicht auch verstummte sie vor einem Blick Isolden's, der ihr zu sagen

schien: so meinst du wohl, weil es dir gelungen den Vater über deinen wahren Charakter zu täuschen und dir noch gelingt, ihn zu hintergehen? Aber ein Wort richtete sie nicht an sie — nur besänftigend, ergriff sie die Hand des Vaters und sagte:

„Du hast so viel Verdruß in deinem Amt, ärgere dich nicht noch daheim, nicht über eine Ansicht, die in ganz Nürnberg Niemand weiter hegt, denn sie. Eine solche Denkart sind wir ja nun gewöhnt — uns verletzt sie nicht mehr, möchte es bei dir doch auch also sein!“

„Sie ist die Hyäne, die mir die Zähne zeigt“, — knirschte der einmal zum Aeußersten gereizte Mann, „und du die Katze, die mir schmeicheln will, falsch seid Ihr Alle!“ Er schob Isolde bei Seite und ging auf sein Zimmer.

Indeß hatte die Schultheißin doch insofern recht, daß Pirkheimer wirklich in gewohnter Weise und in der zarten Absicht, Alles gleich im Vorhinein auf's Beste beizulegen und zu ordnen, und namentlich der Beistand des schönen Geschlechts zu sein, sich als Bürge für Fräulein Amanda von Wildenfels erbot, wenn man dieselbe einstweilen unbehelligt in seiner Obhut ließe.

Der Rath nahm die Bürgschaft an, wenn Pirk-

heimer für alle „Ungelegenheiten stand, die etwa der Stadt oder einem hochedlen Rath aus diesem Handel erwachsen möchten" und wenn er „über das Frauenzimmer diejenige hinlängliche Auskunft" zu geben vermöge, die dem Rath zu wissen noth sei.

Darauf theilte er mit, daß Amanda die Tochter des Ritter Amadeus und seiner Gemalin Ehrentraut von Wildenfels sei. Derselbe sei schon vorher mit Ulrika Kreß, der Schwester des Propstes Kreß und Ulrich's Mutter, vermält gewesen. Seine zweite Gemalin und deren Kinder habe er verlassen, ihnen sein Schloß und Vermögen übergeben, da er die todtgeglaubte Ulrika wieder gefunden. Gleich ihr hatte er selbst seine Schuld in einem Kloster gebüßt, in dem einst sein Sohn Ulrich ihn wieder gefunden. Der Kaiser Max und der Papst hatten die Buße des Mönches gewürdigt, ihn begnadigt und seinen Sohn Ulrich, der, schon im Verdacht unehelich geboren zu sein, aus der Bauhütte ausgestoßeu worden, war so gleichfalls wieder zu Gnaden angenommen. Daß ihm Stiefgeschwister lebten hatte er wohl gehört, aber sich nicht veranlaßt gefühlt, je nach ihnen zu fragen — einmal, weil ihm durch sie sein väterliches Erbtheil entgangen war und eine Annäherung von seiner Seite vielleicht wie eine Herausforderung desselben hätte aussehen

können, und dann, weil er als Baubruder ja ohnehin überhaupt keine Familienbande haben sollte, sondern losgelöst sein von jeder andern Verbindung, als der der freien Steinmetze — jetzt aber, da er Amanda gesehen, fand er in ihren Zügen auch Aehnlichkeit mit denen seines Vaters und erkannte sie gern als seine Schwester. — Sie war jetzt achtundzwanzig Jahre alt und hatte noch einen ältern Bruder Namens Kurt.

Mit ihm wurde sie von der verlassenen Mutter auf ihrem Schloß in Franken erzogen und dann nach deren und des Vormundes Willen, noch ehe sie mündig war, aus Familienrücksichten mit Adalbert von Wolfstein verlobt.

Er befand sich im Hofstaat des Kaisers Max, und da er ein besonderer Günstling desselben war, brachte er es dahin, daß seine Braut Hofdame bei des Kaisers Gemalin Blanka Maria Sforza ward, mit welcher Maximilian seit 1494 vermält war. Da Wolfstein noch vor der Verheiratung in der Schlacht fiel, und auch Amanda's Mutter gestorben war, so blieb sie in ihrer Stellung am Hofe. Einige Zeit darauf erschien der alte Wolfstein bei ihr, für seinen zweiten Sohn Wilhelm zu werben — sie gab ihr Jawort, da sie sich gerade um jene Zeit vom Hofe wegsehnte und nahm es so auch an bei dem alten Fräulein von

Wolfstein, der Schwester ihres zukünftigen Schwiegervaters, einstweilen auf Birbaum zu harren, bis Vater und Sohn aus dem Kriege mit Venedig zurückkehren würden.

Indeß ward sie dort von der alten Dame unter so strenger Herrschaft gehalten, daß ihr der Aufenthalt dort ganz unleidlich ward, es kamen noch andere Gründe dazu, die ihr ihre Entfernung wünschenswerth machten, da man ihr aber dieselbe durchaus nicht gestatten wollte, so ritt sie eines Tages heimlich fort — und das Andere hatte sie ja nun schon selbst erzählt. Zwei Personen in Nürnberg wollte sie aufsuchen: ihren Bruder Ulrich, von dem sie gehört hatte, daß er daselbst arbeite, und Pirkheimer, den sie früher kennen gelernt.

So erbot sich denn dieser, der Niemanden, der sich hülfesuchend an ihn wandte, am wenigsten aber einer Dame, eine solche Bitte abschlagen konnte, sie bei sich zu behalten, bis ihr Bruder, der auf der Burg ihres Geschlechtes wohnte, oder ihr Bräutigam sie zu sich holen werde.

Ueber den Bräutigam rumpfte besonders Herr Martin Löffelholz die Nase — er hatte so wenig wie die Andern vergessen, daß er ein Genosse Jauernberg's gewesen, aber auch nicht, daß er ihn damals, als Jauern-

berg ergriffen ward, mit Ulrich sich hatte vertraulich unterhalten hören, und da er, weil er selbst allerlei heimliche Pfiffe und Kniffe zu üben verstand, auch immer alle Heimlichkeiten aufzuspüren wußte, so bemerkte er mit hämischem Lächeln, daß die Sache denn doch wohl noch einen andern Haken haben möge, da Ulrich und Wilhelm von Wolfstein selbst unter einer Decke schon gesteckt hätten, als daß Pirkheimer mit triumphirenden Lächeln zurückweisen wollte; daß dies ja natürlich sei, wenn sie als künftige Schmäher sich einander genähert, widersprach Löffelholz mit seiner Bemerkung, daß dann auch Ulrich nicht überrascht gewesen sein würde, die Schwester hier zu finden und man also ihr wie ihm auf alle Fälle eine Lüge nachweisen könne, gleichviel ab diese oder jene, so müsse man eben darum Mißtrauen in die ganze Sache setzen.

Aber zuletzt führte auch dieser fast persönlich werdende Streit doch zu weiter nichts, als daß Pirkheimer's Bürgschaft angenommen und ihm überlassen ward, wenn es erforderlich wäre, diese Sache zu vertreten, so wolle man das Fräulein in keiner Weise behelligen.

Indeß fragte Amanda bald nach den Töchtern des Schultheißen, und zwar in einer Weise, die für Euse-

bia doch ein wenig befremdend war. War sie auf Wolfstein eifersüchtig und hatte auch sie von jener Begegnung an den Buchenklingen gehört, die so verschieden gedeutet worden war? Liebte sie ihren Verlobten oder nicht und gedachte sie das Band fester zu knüpfen oder zu lösen, das war und blieb ihren Gastfreunden und Allen ein Räthsel — auch ihrem Bruder.

Ulrich hatte seine Schwester wiedergesehen. Mit der wärmsten Herzlichkeit war sie ihm entgegengekommen — wunderbare und neue Gefühle wurden dadurch in ihm an- und aufgeregt — er hatte sie nie gekannt, aber er wußte, daß er sich ihnen nicht überlassen durfte. Die Gesetze der Bauhütten forderten von ihren Gesellen und Meistern, daß sie sich ihren Famlien entzogen; zu Lehrlingen wurden schon darum die in den Klöstern erzogenen Knaben am liebsten aufgenommen (man nannte sie Oblaten) und wenn auch mit der Zeit sich diese Forderungen weniger streng gestalteten, so waren sie doch noch so weit aufrecht erhalten, daß der Verkehr der Baubrüder mit den Ihrigen nur ein äußerst beschränkter sein konnte.

Als er Amanda nach dem ersten Begegnen bei Pirkheimer wieder gesehen und man mit der in diesem Hause immer beobachteten feinen Rücksichtsnahme die

Geschwister allein gelassen hatte, war es zuerst nur zur Erklärung der Situation gekommen, in der sie sich kennen gelernt, und damit verhielt sich Alles so wie Pirkheimer vor dem Rath gesagt hatte, und dann war Ulrich's Frage so natürlich:

„Wie hattet Ihr von mir gehört und wodurch wußtet Ihr, daß ich in Nürnberg war?“

Sie zögerte ein Weilchen mit der Antwort: „Von meinem Bräutigam Wilhelm von Wolfstein.“

Das Wort zog eine peinliche Pause nach sich: Ulrich war der Vermittler zwischen ihm und Anna von Weichsdorf gewesen — Wolfstein hatte ihm wohl gesagt, daß ihm sein Vater ein Edelfräulein zur Braut ausersehen, daß er aber niemals in diese Verbindung willigen, sondern Anna die Treue bewahren werde — konnte Ulrich eine Ahnung haben, daß diese Braut seine Schwester war, wußte Wolfstein etwas davon? Liebte ihn Amanda oder hatte Wolfstein sie oder Anna, oder Beide betrogen? Welche war die Hintergangene und welche hatte das größere Recht an ihn? Und wieder: wie sollte er, Ulrich, selbst sich in dieser Sache verhalten? Er hatte Wolfstein Verschwiegenheit und den Töchtern des Schultheißen neben dieser auch noch die strengste Wahrheit gelobt — hinterging er nun aber nicht selbst Anna, wenn er nicht zu ihr sagte:

Wolfstein hat eine andere Braut — hinterging er nicht seine Schwester, wenn er nicht zu ihr sagte, Wolfstein hat eine andere Geliebte! — Fast zürnte er in dieser Unklarheit auf Isolde, die ihn ja doch zu einer Betheiligung an solch' zarten Angelegenheiten verlockt, die ihn fern lagen und ewig fern liegen sollten! Aber wenn Wolfstein von ihm mit Anna gesprochen — in welcher Weise konnte es denn gewesen sein? Ein Baubruder, und wenn er auch vornehmer Abkunft war, gleich ihm, war doch in der Regel kein Umgang für einen Ritter — im Waffenschmuck und dem Glanz der Ritterehre, pflegte dieser verächtlich auf den freien Steinmetz in der einfachen, allen gemeinsamen Tracht herabzublicken, indeß dieser wieder die Rohheit und Unwissenheit verachtete, die meist hinter dem glänzenden Waffenschild zu verbergen strebte. Und so hatte Ulrich vorerst nur die Bemerkung, daß Wolfstein, mit dem er durch Zufall bekannt geworden, damals nicht gewußt haben könne, daß Amanda seine Schwester sei.

„Nein,“ antwortete Amanda, „denn ich habe es ihm erst später gesagt!“

„Und woher wußtet Ihr es denn?“ forschte Ulrich, „denn unser Vater sah Euch, so viel ich weiß, nicht wieder, seit er mich aufgefunden und ich erst

durch ihn selbst das Geheimniß meines Herkommens erfahren hatte."

„Ich wußte es vom Kaiser Maximilian," antwortete sie nach einigem Zögern, und schlug dabei erröthend die feurigen Augen nieder.

„Er gedachte noch eines armen Baubruders?" sagte Ulrich gespannt.

„Mein Name —" erzählte ihm Amanda — „rief ihm die Geschichte unseres Vaters und des Eurigen zurück — denket darum nichts Arges von mir — aber ich darf wohl sagen: der Kaiser zeigte sich mir hold, und darum eben verbannte mich die eifersüchtige Bianka Maria vom Hofe — einst in einer einsamen Stunde, wo ich dem Kaiser klagte, wie früh ich verlassen in der Welt gestanden und den Vater verloren, der in ein Kloster gegangen, forschte er nach seinem Namen und erzählte mir nun selbst, daß er ihn, der einst aus dem Kloster entwichen und halb wahnsinnig gewesen sei, begnadigt habe und so auch Euch, seinen Sohn, den er einen der größten Baumeister des Jahrhunderts nannte. Nun war ich schon begierig Euch kennen zu lernen, und forschte da und dort nach Euch, und suchte an den Werken der Kunst Euer Zeichen, den Kreis mit einem Richtscheid durchschnitten, und als nun Wolfstein mir wieder Euern Namen nannte und

nun plötzlich fast erschrocken fragte, ob ich mit Euch verwandt — da klärte sich mir vollends Alles auf — ich erfuhr, daß Ihr wieder in Nürnberg und ging eigentlich nur darum nach Birbaum, um Euch umher sein zu können und Euch aufzusuchen, daß Ihr vielleicht der Verlassenen ein Beistand würdet."

Ulrich drückte ihre Hand. „Ihr seid eine allzugütige Schwester, und wollte Gott, ein armer Baubruder vermöchte Euch eine Stütze im Leben zu sein und Alles für Euch zu thun — doch leider ist das nicht in meiner Macht."

„Und doch!" lächelte sie, „nur müßt Ihr diese allzukluge Zurückhaltung fallen lassen, nur Eines müßt Ihr mir aufrichtig bekennen: Ist Anna von Weichsdorf — Wolfstein treu?"

Ulrich sagte: „Ich weiß nicht, ob dies eine Frage, die ich beantworten kann —"

„Und darf? wollt Ihr sagen!" fiel ihm Amanda in's Wort, „Ihr seht, ich weiß von dieser Neigung und möchte Diejenige kennen lernen, die mir den Bräutigam raubt."

„Lernt sie kennen," entgegnete Ulrich, „es ist für Euch nichts leichter als das, da Pirkheimer und seine Schwester im freundschaftlichen Verkehr mit den Töchtern des Schultheißen leben; so viel ich weiß, ist es

es ein so unschuldiges und frommes Geschöpf, das sich lieber hinter den Klostermauern verbergen wird, als einem andern Wesen im Wege stehen, aber denket auch daran, daß Ihr nur mit Sanftmuth und Zartheit mit ihr umgehen dürft, denn sie war schon vorigen Herbst dem Tode nahe."

Amanda schien noch um etwas fragen zu wollen, dann aber besann sie sich, ergriff Ulrich's Hand und sagte fast feierlich: „So versprecht mir nur Eines: Wie Ihr mir jetzt Euer Vertrauen noch nicht schenkt, so mißbraucht auch das meine nicht — laßt mich Anna prüfen und erforschen ohne Euch einzumischen, und schweigt gegen Wolfstein und gegen die Fräuleins von Weichsdorf, wie Ihr gegen mich geschwiegen!"

„Alles versprech' ich Euch, was sich mit meiner Ehre als freier Steinmetz verträgt!"

Amanda lächelte. „Immer ein Vorbehalt! — so sind die Männer alle! doch ich nehme auch so Euer Wort."

Ende des II. Bandes.

Verlag von **H. Markgraf & Comp.** in Wien.
Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

M. G. Saphir's
humorist.-satyr. Volkskalender
für 1862.

Fortgesetzt und herausgegeben v. **Märzroth und Oettinger.**

14. Jahrgang. Preis 70 Nkr.

Das von weiland **M. G. Saphir** gegründete Unternehmen hat sich bekanntlich beim deutschen Lesepublikum mit einer solchen Beliebtheit eingebürgert, daß eine Fortsetzung und weitere Pflege desselben allgemein willkommen sein muß. Indem hiermit dem Andenken des verstorbenen Humoristen ein bleibendes Erinnerungszeichen gewidmet wird, erhält das Publikum zugleich eines der pikantesten humoristischen Jahrbücher, und hat die Verlagshandlung dies Ziel dadurch am besten zu erreichen gesucht, indem sie in den beiden rühmlichst bekannten Herausgebern zwei der vorzüglichsten jetzt lebenden deutschen Humoristen, die zugleich beide langjährige Freunde und Mitarbeiter Saphir's waren, für diesen Zweck gewann. Die Namen Märzroth und Oettinger genügen, um den Inhalt dieses Jahrganges als einen an Witz und Humor reichen zu bezeichnen.

Druck von F. Fridrich.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Otto-Peters, Louise,

Die Schultheißentöchter von Nürnberg culturhistor. Roman

Bd.: 2

Wien (1861)

P.o.germ. 1039 g-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10115960-8